
Magazin des Soldaten
HEFT 10 • OKTOBER 1964 • PREIS MDN 1,–
ARMEE
Rundschau



Gefreiter d.R. Wilfrid Meder: Ernteeinsatz · Federzeichnung 1964

OBERST RICHTER antwortet

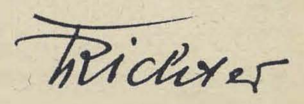
Unteroffizier Schmidt fragt: „Nichts gegen die Bauern, aber wie lange müssen wir eigentlich noch den Kartoffelnothelfer machen?“

Offen gesagt, das weiß ich auch nicht, aber sicher noch einige Male. Das hängt mit dem Charakter unserer Armee und ebensosehr mit dem Entwicklungsstand unserer Landwirtschaft zusammen. 15 Jahre ist unsere Republik jetzt gerade alt. Wir haben in dieser Zeit, was die gesellschaftlichen Verhältnisse angeht, eine Revolution durchlebt. Sie ist auf dem Lande noch in vollem Gange, denn es ist noch ein schwerer Weg vom heutigen vollgenossenschaftlichen Dorf zur allseitigen Vollmechanisierung der Landwirtschaft auf sozialistischer Grundlage.
Deshalb verdienen die Bauern als die nächsten Verwandten der Arbeiterklasse unsere besondere Sympathie und Unterstützung! Und wie sieht das heute bei der Kartoffelernte aus? Auf je 100 ha Fläche kommen nur 8 bis 10 Arbeitskräfte. Mit Vollerntemaschinen wird erst auf 35 Prozent der Anbaufläche geerntet, wobei der Ertrag gewichtsmäßig etwa das Vierfache von dem ausmacht, was auf Getreidefeldern zu bergen ist. Allein schaffen unsere Bauern das noch nicht.
Deshalb sagt man auch: Laßt mal unsere Armee mit 'ran. Denn das Tempo in der Ernte wird von den Motorisierten und von den Organisatoren bestimmt. Ja, auf unsere Soldaten ist in solchen Fragen Verlaß.
Deshalb helfen wir wahrscheinlich so lange, bis mit dem wissenschaftlich-technischen Fortschritt die Landwirtschaft vollmechanisiert ist.
Jetzt ist die Zeit der Erntefeiern gekommen. Ich wünsche Ihnen dazu viel Vergnügen – aber vergessen Sie dabei nicht: Soldaten aufs Dorf – dort gilt es eine Revolution zum Siege zu führen!

Soldat Wegehaupt fragt: „Welche Möglichkeiten habe ich überhaupt, zu meinem Recht zu kommen?“

„Merken Sie sich eins, Wegehaupt, der Vorgesetzte hat immer recht, und beschweren, das wollen wir hier gar nicht erst einführen!“ Eine solche Antwort hätten Sie wahrscheinlich 150 km weiter westlich erhalten. Aber bei uns in der DDR? Zu Ihrem Recht brauchen Sie nicht erst zu kommen, das haben Sie bereits! Ihre Rechte als Soldat sind genau wie Ihre Pflichten vom Staatsrat erlassen. Somit dienen Sie in der ersten Armee der deutschen Geschichte, in der der Soldat das Recht der Kritik hat. Natürlich nicht während des Dienstes oder über Befehle. Das versteht sich von selbst.
Ich muß einmal dumm fragen: Kennen Sie Ihr Recht, Beschwerden bei Inspektionsbefragungen vorbringen zu können?
Haben Sie schon einmal etwas vom Beschwerden- und Eingabenbuch in Ihrer Einheit gehört?
Kennen Sie den Parteisekretär Ihres Bataillons oder den Politstellvertreter? Vielleicht sollten Sie einmal persönlich mit Ihrem Kommandeur sprechen; er hat jede Woche eine festgelegte Sprechstunde!
Ja, es soll sogar schon Genossen gegeben haben, die sich schriftlich an einen höheren Vorgesetzten oder an die Armeepresse gewandt haben, und niemand ist es eingefallen, sie dafür zu maßregeln!
Und diese verbrieften Rechte können unter Umständen zu Ihren direkten Pflichten werden. Nämlich dann, wenn Dinge geschehen, die die Gefechtsbereitschaft herabsetzen, die gegen die sozialistische Gesetzlichkeit verstoßen oder das Klassenverhältnis stören!
Übrigens Pflichten! Mancher andere Genosse wird mich jetzt anklagen, weil ich nicht lang und breit und zuerst über die Pflichten geschrieben habe. Aber ich wollte tatsächlich einmal nur von den Rechten der Soldaten schreiben – nicht nur, weil das Genosse Wegehaupt speziell wissen wollte.

Ihr Oberst





In memoriam

Otto Grotewohl
11. 3. 1894
21. 9. 1964

Zeichnung von Gerhard Augst

Wer könnte dies Jahrhundert von Dir trennen,
dies Jahrhundert des großen Veränderns,
des gesprengten Atoms und der kosmischen Siege,
Jahrhundert der plebejischen Revolutionen,
Ende und Anfang, Verfall und Entstehen
und Kreuzweg der ringenden Menschheit!

Als es begann, dies Jahrhundert der Wandlung,
begannst Du zu lernen das Alphabet.
Zehn Jahre später schon wußtest Du,
was die russische Mutter schon wußte,
daß A Arbeiter, aber auch Ausbeuter heißen kann
und B Bauer oder Baron und Bedrücker.
Vor allem jedoch, daß wer A sagt auch B sagen muß.

So wurdest Du Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend,
Du, Arbeitersohn, Du, Buchdruckerlehrling,
der das Alphabet nicht nur zu lesen,
sondern auch sinnvoll zu ordnen gelernt hatte
am Setzkasten und im Leben,
das ungeordnet war und chaotisch.

Sieben Jahrzehnte

Daß der Krieg eine Geißel war gegen das Volk,
begriffest Du früh,
früher, als er ausgebrochen war,
der Weltkrieg der Profitmacher.
Und weil Du ernst nahmest, was Du gelobt hattest als Sozialist,
kehrtest Du jenen den Rücken,
die der Klasse den Rücken gekehrt hatten
und den Krieg unterstützten.

Als der Krieg beendet und der Kaiser verjagt war,
glaubtest auch Du, der Sieg sei nah, der Sieg der Versklavten
und der „sozialen Idee", der Du Dich verschrieben hattest.
So hast Du Dich redlich bemüht, Deiner Klasse zu dienen
in der Republik, die nicht die Deine war
und dem Tode verfallen.
Noch warst Du ein Suchender auf den Spuren der Wahrheit.
Den Weg zum großen Erkennen
mußtest Du erst noch durchschreiten.

Und Du hast ihn durchschritten
in aufrechter Haltung, immer Du selbst.
Die lauernden Fratzen der Häscher,
Verhaftung und Drohung, sie schreckten Dich nicht,
und nicht das Gehetztsein der Illegalität.

Als dann das schmachvolle braune Jahrtausend beendet,
hattest Du Lenin aufs tiefste begriffen.
Begreifen jedoch hieß bei Dir,
Begriffnes in Taten verwandeln,
und die erste der Taten war der Kampf
um die Arbeitereinheit.

Der Wille der Klasse, verkörpert in Dir und in Pieck,
in Ulbricht und vielen bewährten Genossen,
bezwang die unselige Zwietracht,
die stets den Bedrückern geholfen,
doch nie den Bedrückten.

Und frei war der Weg für die Arbeiterklasse,
die, eng mit dem Dorfe verbündet,
verbündet mit allen, die Nützliches leisten
zum Wohle der Massen, die Macht übernommen.
War das nicht die Krönung, der Lohn
Deiner vier Jahrzehnte des Kampfes?
Mitschöpfer zu sein der ersten wirklichen
deutschen Regierung des Volkes.

Du, Arbeitersohn, Du, Buchdruckerlehrling aus Braunschweig,
der Du zu einem erfahrenen Führer der Klasse gereift warst,
Dich hieß die Partei, die auch Du mit geschaffen hattest,
den Vorsitz im Rat der Minister zu nehmen.

Das endlich war eine deutsche Regierung,
durch das Volk, für das Volk und mit dem Volk.
Und seither — schon fünfzehn erfüllte, doch mühvolle Jahre —
gabst Du Dich ganz diesem Staat, den wir stolz
den unseren nennen,
und Du halfst ihm ein Antlitz zu geben,
der deutschen Arbeiterklasse,
den Bauern, der Intelligenz und den Künstlern
zur Ehre gereichend.

Deshalb nimm unseren Dank,
Du, der Du das Abc der Weltgeschichte zu setzen gelernt hast
zum Nutzen des Fortschritts der Menschheit
auf dem Wege zum Kommunismus.

MAX ZIMMERING

AR-EXKLUSIV

Unser stellvertretender Chefredakteur

9. September 1938. Der Chef des Generalstabes schreibt an den Obersten Rat für Staatsverteidigung der Tschechoslowakischen Republik: „Die Schicksalsstunde unseres Volkes, die auch ebenso große Entscheidungen erfordert, hat geschlagen. Das Ziel Deutschlands ist das Schwarze Meer. Für unser Volk wird es kein Erbarmen geben. Wenn es sich nicht zur Wehr setzt, so wird es auf eine schändliche und jeder Menschlichkeit widerstrebende Weise ausgetilgt werden. Wenn sterben, dann ehrenhaft!" So denkt die Masse der Armee, so denken die Werktätigen des ganzen Landes. Sie erwarten von der Regierung Mut und Entschlossenheit gegen die frechen Provokationen und die drohende Aggression der Hitlerfaschisten.
Auch Leutnant Bohumir Lomsky dachte nicht anders. Der vierundzwanzigjährige Fliegeroffizier, Sohn eines Fabrikarbeiters aus České Budějovice, war bereit, seine Heimat zu verteidigen. Gemeinsam mit allen Patrioten. Konnte es denn einen Zweifel geben? Man brauchte nur auf die Straßen zu blikken. Hier war Kampfentschlossenheit, war Vaterlandsliebe. Als unter dem Druck der Volksmassen die Mobilmachung verkündet wurde, standen innerhalb von 24 Stunden die Reservisten an der Grenze.





Hauptmann Hansjürgen Usczeck sprach mit dem Minister für Nationale Verteidigung der ČSSR, Armeegeneral Bohumir Lomsky

Die Armee war ausgezeichnet vorbereitet. Und die Sowjetunion hatte ihre Hilfe angeboten.
Um so schwerer aber die Enttäuschung, als die bürgerliche Regierung das Volk dennoch verriet, ergeben der Abtrennung großer Gebiete des Landes zustimmte, vor dem Todfeind kapitulierte. Diesem riesigen Verrat konnte der Leutnant Lomsky niemals zustimmen. Zwar begriff er noch nicht alle Zusammenhänge, aber er verstand, daß man vor dem Faschismus nicht zu Kreuze kriechen, sondern gegen ihn kämpfen mußte. Das war seine Überzeugung.
Aber die Regierung der Bourgeoisie wollte nicht kämpfen. Ihre Klasseninteressen waren ihr mehr wert als die Interessen des tschechoslowakischen Volkes. Sie kapitulierte wieder und entwaffnete die Armee. Am 15. März 1939 rückte die Hitlerwehrmacht in Prag ein.
Als Armeegeneral Lomsky sich dieser Stunde erinnert, zeigt sein Gesicht Bitterkeit und Härte. Leidenschaftlich spricht er über die Lehren dieser Ereignisse:



In Busuluk, östlich der Wolga, wurde der Grundstein für die Tschechoslowakische Volksarmee gelegt. Das erste Bataillon entstand. Stellvertreter des Kommandeurs: Genosse Lomsky.

Praha via Busuluk



„Unsere Bourgeoisie hat das Volk verraten. Deshalb verlor sie das Recht, es zu führen. Ein wirklicher Führer unserer Nation war nur die Kommunistische Partei, die den Freiheitskampf gegen die Okkupanten organisierte."
Aber was war zu tun damals? Eines war dem Offizier einer verratenen Armee klar: Ich werde die erste Gelegenheit benutzen, um gegen die Okkupanten zu kämpfen. Wann, wann würde sich diese Gelegenheit jedoch bieten? Sie ließ nicht lange auf sich warten. Hitler streckte die Hand nach Polen aus. Der junge Offizier kannte nur noch ein Ziel – nach Polen.
„Dreimal habe ich den Grenzübergang versucht. Zum erstenmal im Gebiet Ostrava, dem Stahlherzen unserer Republik. Die Kumpel dort halfen denjenigen, die nach Polen wollten. Von Ostrava gingen Kohlenzüge nach Polen. Unter der Kohle versteckt, wurden die Leute befördert. Oder sie gingen durch die Schächte unter der Erde nach Polen. Als ich nach Ostrava kam, wurde mir gesagt, daß in der Nacht vorher die Gestapo Massenverhaftungen vorgenommen hatte. Unter den Verhafteten waren auch mehrere Offiziere und Grenzführer. Ich hatte Glück und fiel nicht in die Hände der Gestapo. Eine andere Schleuse, durch unsere Flieger organisiert, war im Gebiet Teschen. Man hatte mir gesagt, ich solle die Straße entlanggehen. Bei einem Wald würde mich eine Frau erwarten und weiterführen. Ich fuhr mit einem Auto und wurde genau vor einer SS-Kaserne abgesetzt. Die deutsche Armee hatte die Grenze besetzt und errichtete Drahthindernisse. Statt der Frau waren Posten da. Unsere ganze Gruppe mußte wieder zurück. Beim drittenmal wählte ich das Dreiländereck. Diesmal klappte es, ich konnte die Grenze nach Polen überschreiten. Das war im August 1939." Ein verschmitztes Lächeln huscht über das Gesicht des Genossen Lomsky.
„Aber dabei habe ich doch einen großen Fehler

gemacht. Man hatte mir gesagt, ich müsse mich gleich nach dem Grenzübertritt sofort bei dem polnischen Posten melden. Das war der Fehler, denn der Posten wollte mich sofort zu den Deutschen zurückschicken. Schließlich wurde ich inhaftiert. Aber nur 14 Tage, denn die Ereignisse überstürzten sich. Ich wurde entlassen, und die Faschisten griffen an."

Ja, die Faschisten griffen brutal an, der zweite Weltkrieg begann. Der Antifaschist Bohumir Lomsky kämpfte wie die polnischen Soldaten, die die verzweifelte Schlacht an der Bzura schlugen, wie die Arbeiter, die unter Führung der Kommunisten Warschau verteidigten. Er wurde in Krakow Angehöriger der tschechoslowakischen Legion und focht als Staffelkapitän gegen die faschistischen Räuber.

„Es blieb uns nicht viel Zeit", bemerkt er knapp. „Als der Feldzug beendet war, habe ich immer noch gekämpft, weil ich gar nichts davon wußte. Wir hielten uns noch zehn Tage länger." Wohl waren die Kampfhandlungen in Polen zu Ende, aber der Kampf gegen den Faschismus ging weiter. Zusammen mit anderen Fliegern ging Staffelkapitän Lomsky in die Sowjetunion, wo sich auch schon andere tschechoslowakische Truppenteile befanden.

Mit brennender Sorge verfolgten sie die Nachrichten, die aus ihrer gequälten und gemarterten Heimat zu ihnen drangen. Dann kam der 22. Juni 1941. Jener Tag, an dem die Faschisten wortbrüchig die Sowjetunion überfielen. Jetzt mit der Waffe in der Hand an der Front stehen — das war der sehnlichste Wunsch der tschechoslowakischen Emigranten in der Sowjetunion. Aber das war nicht so einfach, denn die in London residierende Exilregierung stemmte sich gegen eine echte Zusammenarbeit mit der Sowjetunion. Erst am 18. Juli 1941 konnte ein Vertrag abgeschlossen werden, der u. a. die Aufstellung nationaler tschechoslowakischer Truppenteile in der UdSSR ermöglichte.

In jenen schweren Tagen, da die große Schlacht bei Moskau tobte, eilte Bohumir Lomsky mit anderen Genossen nach Busuluk, dem Aufstellungsort des I. Tschechoslowakischen selbständigen Feldbataillons.

„Viele Tschechen und Slowaken kamen nach Busuluk. Es waren diejenigen, die schon in Polen gekämpft hatten und nicht nach England gesandt wurden; denn auch dorthin war ein Teil unserer Flieger gegangen. Es kamen die politischen Emigranten in der Sowjetunion, von denen viele Kommunisten waren. Darunter viele Persönlichkeiten der Kommunistischen Partei aus der Moskauer Führung, wie z. B. der jetzige Rektor der Karls-Universität in Prag, Genosse Dr. Prohaska, Senatoren und Abgeordnete. Auch der Genosse Klement Gottwald widmete unserem Bataillon große Aufmerksamkeit."

Die Aufstellung des Bataillons war nicht leicht. Die sowjetischen Genossen unterstützten ihre

In allen Einheiten der Nationalen Volksarmee, die der Genosse Lomsky besuchte, fand er Zeit zu herzlichen Gesprächen mit den Soldaten.





Während seines Aufenthalts in der DDR wurde Genosse Lomsky von Walter Ulbricht empfangen. Symbol der Freundschaft unserer Völker.

tschechoslowakischen Waffenbrüder, wo sie konnten, aber da gab es auch andere, gefährliche Bestrebungen.

„Die Lage im Bataillon war sehr kompliziert. Die Exilregierung in London wollte nicht, daß wir mit der Waffe in der Hand Seite an Seite mit der Sowjetarmee gegen den Hitlerfaschismus kämpften. Der damalige Militärattaché der Exilregierung in der Sowjetunion und manche anderen Offiziere setzten alles daran, daß wir Tschechoslowaken, wie die polnische Anders-Armee, nicht an die Front, sondern in den Iran gehen sollten."

Nachdenklich hält der Minister inne. Vielleicht ziehen an seinem Auge Erinnerungen an jene heftigen Auseinandersetzungen vorüber. Dann fährt er lebhaft fort:

„Das Wichtigste war, den Einfluß dieser Leute zu brechen und das ganze Bataillon politisch zusammenzuschließen. Die Soldaten mußten begreifen, daß wir für eine bessere Tschechoslowakei kämpften, als sie vorher war. Dabei half uns die Moskauer Führung der Kommunistischen Partei. Klement Gottwald und andere Genossen haben mehrmals unsere Einheit besucht. Ihr Auftreten festigte die Kampfentschlossenheit der Angehörigen unseres Bataillons. Ich war wie viele andere davon überzeugt, daß wir die nationale Befreiung nur an der Seite der Sowjetunion erreichen konnten, denn nur die Sowjetunion hatte immer treu an der Seite unseres Volkes gestanden. Noch in dieser Zeit zweifelten manche Leute am Sieg der Sowjetunion. Aber wir waren entschlossen, als erste Verbündete an die sowjetische Front zu gehen. Wir wußten: Wenn wir nicht kämpfen, wird unser Volk uns das nie vergessen."

Und dann war es endlich soweit. Im März 1943 bestand das Bataillon in schweren Kämpfen südlich von Sokolowo im Raum Charkow seine Feuertaufe. Es verteidigte einen Abschnitt von etwa 10 km. Sieben Tage lang versuchten die Faschisten durchzubrechen. Nicht ein einziger ihrer Panzer gelangte über den Fluß Msha. In diesen ersten Kämpfen hatte Genosse Lomsky Eindrücke, die ihn tief erregten.

„Das war bei Woronesh. An den Brücken sah ich eine Mutter mit drei Kindern. Es herrschte eine Kälte von dreißig Grad. Die Frau kam zu ihrem Haus, das völlig zerstört war. Und sie konnte den Kleinen nichts zu essen geben. Dieses Bild werde ich niemals vergessen. Ich sah das völlig zerstörte Woronesh und Charkow. Ich sah die Leute, die erhängt worden waren. Damals habe ich am tiefsten begriffen, was Faschismus ist. Ich fühlte, daß wir wirklich einen patriotischen, heiligen Krieg führten. Ich war fest überzeugt: Man mußte den Faschismus ausrotten."

Blutig und ruhmvoll war der Weg der tschechoslowakischen Soldaten. Aus dem I. Bataillon wurde die I. Brigade und das I. Korps, dessen Stabschef Hauptmann Lomsky war. Sie halfen Kiew und Bjelaja Zerkow befreien, sie stürmten den Duklapaß, entrissen Ostrava den Faschisten, und endlich, am 10. Mai 1945, standen ihre Panzer vor den Toren Prags, das sich zum Aufstand erhoben hatte. Ein Weg hatte sich vollendet, der Weg von Prag nach Prag via Busuluk.

Nicht so weit ist es von Prag nach Berlin, wo ich dem Genossen Lomsky jetzt gegenübersitze. Die Reise der Militärdelegation der ČSSR ist fast beendet, also Zeit, nach den Erlebnissen zu fragen. Genosse Lomsky überlegt nicht lange. „Die Soldaten der Nationalen Volksarmee kannte ich schon, von ‚Quartett' und anderen Übungen. Aber mit den Menschen in den Betrieben und LPG war ich noch nicht zusammengetroffen. Dazu war keine Gelegenheit. Sie haben mich am meisten beeindruckt. Ihr Lächeln und ihre Freundschaft kommen wirklich aus dem Herzen. Und nicht zu vergessen die Küsse, die wir von Arbeiterinnen bekamen."

Auch der Minister? Allgemeines Schmunzeln. „Wo wir auch waren — ob in Karl-Marx-Stadt oder bei der Volksmarine —, wir fühlten die feste Freundschaft zwischen unseren Völkern, die gegenseitige Hilfe und die Kampfbereitschaft unserer Armeen. Wir haben nie daran gezweifelt, aber wir haben uns erneut überzeugt, daß wir im Volk der DDR und seinen Soldaten gute, treue Freunde und Waffenbrüder haben. Übrigens", unterbricht er sich, „es wird Sie interessieren. Auch in unserem I. Bataillon waren einige deutsche Freiwillige, meist Interbrigadisten aus Spanien. Da war z. B. der Genosse Ignaz Spigl, ein Leutnant der Interbrigade. Er war ein wirklicher Held. Leider ist er gefallen. Unsere Waffenbrüderschaft hat also tiefe Wurzeln."

Mehrmals schon blickt der Dolmetscher besorgt auf die Uhr, unauffällig, aber doch bemerkbar. Ja, auch so eine Freundschaftsreise hat es in sich. Da ist wenig Zeit, der Plan ist Gesetz. Draußen stehen schon die Fahrzeuge bereit, in einer Stunde ist Abschlußbesuch bei Armeegeneral Hoffmann. Man fühlt förmlich, daß es dem Genossen Lomsky leid tut, das Gespräch abbrechen zu müssen. Die Zeit, die liebe Zeit. Deshalb schnell noch eine Frage. Was tut ein Minister, wenn er Zeit hat? Genosse Lomsky lächelt herzlich.

„Das ist eigentlich noch niemals passiert. Ein Minister muß viel mit dem Auto fahren oder mit dem Flugzeug fliegen. Deshalb gehe ich zu Fuß, sooft es geht, und treibe Sport. Deswegen angle ich auch nicht. Da muß man wieder still sitzen. Ich gehe lieber jagen." Sport. Gut. Aber welchen?

„Ich bin ein guter Schwimmer. Wenn ich in Prag bin, gehe ich jeden Morgen in ein Bad zum Schwimmen. Und wenn dann noch Zeit bleibt — Theater und Konzert liebe ich sehr. Aber leider ..." Plötzlich wird er wieder ernst. „Das liegt auch daran, daß wir manchmal unsere Zeit noch nicht richtig einteilen. Wir müssen das verbessern. Wie mir Genosse Ulbricht sagte, ist das auch bei Ihnen so." Und während er sich schon erhebt, sagt er herzlich: „Ich möchte Sie bitten, den Soldaten der NVA und allen Werktätigen der DDR — nicht nur denen, die wir trafen, aber ihnen besonders — die herzlichsten Grüße zu übermitteln. Sie haben in unserer Armee feste Freunde und treue Waffenbrüder. Von unseren Erlebnissen in der Deutschen Demokratischen Republik werden wir zu Hause gern erzählen. Wir freuen uns auf die nächste Begegnung."



Bevor Genosse Lomsky der Kaserne des Truppenteils Firla den Namen „Julius-Fučik-Kaserne" verlieh, begrüßten ihn Junge Pioniere.



Illustration: Wolfgang Würfel

Armband und Akazien

VON GEORG DANIEL

In der Brieftasche trug er das amtliche Schreiben mit dem unübersehbaren und unabänderlichen Termin der Einberufung. Seitdem er diesen Brief bekommen hatte, ging er jeden Abend zu dem alten Platz. Fünf Tage verblieben ihm noch, dann fuhr er ab. Wann würde er sich wohl zum ersten Male in Uniform wieder dorthin begeben können? Er hätte Petra in der Wohnung aufsuchen können, ihre Eltern kannten ihn ja flüchtig als Sportkameraden ihrer Tochter, und er ging auch einige Male an dem Haus vorüber, in welchem sie wohnte. Aber er betrat es nicht, er klingelte auch nicht an der Gartenpforte und sah nicht einmal über den niedrigen Gartenzaun zu ihren Fenstern hin. Aber er ging zu jenem alten Platz, wo sie sich noch vor vierzehn Tagen getroffen hatten. Sie hatte neben ihm gesessen, der dunkle Pferdeschwanz wippte, und sie hatte das blaue Sommerkleid mit den weißen Punkten an, das sie so gut kleidete.

Der Platz war, wenn man ihn als Unbeteiligter sah, überhaupt nichts Besonderes. Einige Akazien, etwas Gebüsch mit einer kleinen Bodenwelle voller gelblichem Gras. Aber mit Werners Augen gesehen, ein Stückchen Paradies. Hier war es geschehen, daß er Petra nach mehrmaligem Schlucken und mit einer ganz fremden Stimme gesagt hatte, er habe sie lieb. Genau hier hatte er sie geküßt, zart und ein wenig ungeschickt. Sie legte ihre Arme um seinen Hals, und so saßen sie, ohne zu sprechen, und glücklich unter den Akazien, in dem gelblichen Gras. Niemand konnte sie sehen, die Sträucher schützten sie vor fremden Blicken, wenn auch die nächsten Häuser nur eine reichliche Steinwurfweite entfernt waren. Von da an hatten sie sich jeden Abend hier getroffen. Eigenartig, wenn Petras Pünktchenkleid zwischen den Büschen zu sehen war, schlug das Herz auf einmal schneller. Es war alles anders geworden, irgendwie schöner.

Einige Wochen war es so, doch dann kam der

häßliche Streit. Er hatte sie mit seinem ehemaligen Schulfreund Horst gesehen und unwirsch Fragen gestellt. Ihre Antwort war nur ein helles Auflachen. Er wurde wütend, kränkte sie, und beide liefen auseinander. Jetzt saß er hier an dem alten Platz, die Sonne schien wie damals, und trotzdem war es irgendwie unfreundlich und leer. In fünf Tagen konnte er nicht einmal mehr hier sitzen, da rollte sein Zug mit ihm davon, fort von dem Platz mit den Akazien, fort von allem, von Petra. Warum brachte er es eigentlich nicht fertig, zu ihr zu gehen und „Entschuldige bitte" oder „Verzeih' mir!" zu sagen? Aber da war das Spottfünkchen in ihren Augen und die leichte Ironie in der Stimme. Nein, er wird nicht hingehen und sich blamieren. Außerdem tat sie ja auch keinen Schritt. Dabei wäre es für sie so einfach gewesen, ihm etwas entgegenzukommen. Bestimmt war es ihr aufgefallen, daß er oft an ihrem Haus vorbeiging.

Werner sammelte kleine Zweige, zerbrach sie spielerisch und warf die Stücken fort. Dann kaute er unruhig auf einem Grashalm herum, in Erwartung, oder so, als befürchte er etwas zu versäumen, während er hier saß. Zwei Schmetterlinge tänzelten über den Sträuchern, und ganz oben flog ein silbriges Pünktchen, mit weißem Kondensstreifen den Himmel begrenzend.

Es raschelte ein bißchen, als ihr Kleid die Büsche streifte. Er drehte sich ihr zu und hörte sein Herz schlagen. Sie blieb stehen, wie überrascht, erschrocken. Ihre Hand ließ den zur Seite gebogenen Zweig los, und er schnellte raschelnd zurück. Werner hörte und sah alles überdeutlich, auch daß Petra beide Hände hinter dem Rücken verbarg, so daß man glauben konnte, sie wolle etwas versteckt halten.

„So? Du bist auch hier?" sagte sie. „Ich habe mein Armband verloren!" — „Wo denn? Hier im Gras?" Seine Stimme war unsicher, er mußte sich räuspern. Ein schnelles Nicken war ihre Antwort. Dann ging sie näher auf ihn zu und sagte: „Laß' dich von mir nicht stören. Ich such' nur schnell mein Armband und gehe wieder." Sie hockte sich nieder und tastete im Gras herum. Er ebenso, bemüht, ihr zu helfen. Petra sagte halblaut: „Danke — bemüh' dich nicht! Wenn ich das Armband nicht verloren hätte, wäre ich ja gar nicht hierhergekommen, aber so —!" „Hm", antwortete Werner. „Da wird es wohl besser sein, ich gehe." Er war verletzt, und das gab der Stimme einen fremden und kalten Klang. Trotzdem stand er nur langsam auf und lehnte sich an den Stamm der alten, krummen Akazie, über welcher noch immer die Schmetterlinge flogen. Doch er bemerkte etwas. Werner fing mit einem Seitenblick ganz unabsichtlich die kurze, werfende Bewegung aus dem Handgelenk heraus auf. Etwas blitzte in der Sonne und blieb glitzernd im Gras liegen.

„Dein Armband — dort!" sagte er.

„Wo denn bitte?" fragte sie. Keine sechs Handbreit von ihr entfernt lag es, doch sie tat, als sähe sie das schmalgliedrige Metallband nicht.

„Da, gleich neben dir!" Werner zeigte es ihr.

„Du hast es doch eben selbst hingeworfen!"

„Wie gemein du bist!" Petra stieg langsam das Blut in den Kopf. Sie sah Werner nicht an. „Du lügst und bist unhöflich, sonst hättest du einfach darüber hinweg gesehen. Du glaubst wohl, ich bin hierhergekommen, um mir die Zeit zu vertreiben? Für so was bin ich schon zu alt!" Er schwieg und überlegte so intensiv, daß er einfach für einen Augenblick keine Antwort fand. Dann aber sagte er: „Du hast recht, es war eine Lüge, ich habe mich so gefreut und gehofft, du wärst eventuell meinetwegen hier, und das Suchen wäre nur ein Vorwand und so. Ich bin ja auch schon tagelang hierhergekommen und hab' doch gar nichts hier verloren. Nein, das ist nicht richtig. Dich habe ich hier verloren...!" „Weißt du das so genau?" fragte sie leise. Noch immer sah sie ihn nicht an, und ihre Hände zupften Grashalme aus.

„Und ich dachte..." begann er wieder nach einer kleinen Pause, sehr verlegen, aber sie unterbrach ihn heftig: „Was du immer denkst!" Sie mochte wohl nicht länger warten, daß er Mut zur weiteren Annäherung fände; sie schämte sich und stand mit einem Ruck auf, ordnete ihr Kleid und ging. Den Kopf trug sie weit im Nacken.

„Petra!" rief er halblaut. Sie hörte sein Erschrecken aus diesem einen Wort und fragte, stehenbleibend, über die Schulter zurück: „Warum rufst du! Willst du mir noch was sagen?" „Am Dienstag geht mein Zug!" sagte er befangen. Sein Blick richtete sich auf ihren braunen Nacken über dem blütenweißen Kragen und auf den dunklen Pferdeschwanz. Und er hörte sein Herz wieder schlagen. „Ich geh' doch zur Armee — für achtzehn Monate, das ist wie achtzehn Jahre." „Wieso — wie achtzehn Jahre?" Noch immer blickte sie ihn nur über die Schulter an. Er dachte: Ich bin ein Trottel, mir klopft das Herz, daß ich fürchte, sie hört es, und sie ist kalt und herzlos und zeigt mir ihre Überlegenheit. „Bis ich auf Urlaub komme", hörte er sich sagen, „wer weiß, was dann mit dir ist, mit uns..." Da drehte sie sich ruckartig herum und lachte — ganz rot wurde sie dabei: „Also — ich weiß es!" Sie sagte ihm, noch immer rot bis in den tiefen Ausschnitt des Pünktchenkleides hinein: „Ich erwarte dich am Zug und hol' dich ab. Ich freu' mich schon! Du mußt aber vorher schreiben!" — „Natürlich!" In seiner Stimme war nichts Fremdes mehr. „Du mußt aber auch schreiben. Soldaten warten auf Post!" Er nahm sie an der Hand und zog sie neben sich in das trockene, gelbliche Gras. Da saßen sie, an den Stamm der alten, krummen Akazie gelehnt, über dem sich noch immer die beiden Schmetterlinge umspielten. Wieder blitzte das Flugzeug silbern in der Sonne auf und zog den zerfasernden weißen Streifen durch das Himmelsblau.

„Du mußt jeden Tag schreiben!" sagte sie.

Er konnte sie schon wieder necken. „Mit ‚Es grüßt dich mit Küssen' und so?"

„Bloß nicht!" rief sie. „Was denkst du, wenn meine Mutter das lesen würde..."

In das Rattern des Zuges hinein dachte er, es ist doch gar nichts Besonderes an dem Platz. Nur ein paar Akazien, Sträucher und gelbliches Gras. Mit ihr aber ein Stückchen Paradies; dabei klingt das so übertrieben.



Nur Zaungast in der Weltraumfahrt?

Von H. J. Nitschmann, Leiter der Sternwarte und Satellitenbeobachtungsstation Bautzen

Mehr als 2000 kontrollierbare künstliche Himmelskörper umkreisen den Erdball: Satelliten, Raketenendstufen, Teile von Schutzkegeln, losgelöste Einzel- und Befestigungsteile sowie Trümmer mißglückter Versuche. 10 Kosmonauten, 6 sowjetische und 4 amerikanische, umrundeten bisher unseren Planeten. Weitere werden ihnen in technisch vollkommeneren und geräumigeren Raumfahrzeugen folgen. Schon ist der Flug eines Menschen in den erdnahen kosmischen Raum kein solches Ereignis mehr wie vor einigen Jahren noch, und selbst die enormen Nutzlasten von mehr als 17 Tonnen, die man jetzt in Umlaufbahnen um die Erde schickt, hinterlassen zu Ende des siebenten Jahres der praktischen Astronautik keinen nachhaltigen Eindruck mehr. Zu stürmisch ist die Entwicklung der Raumfahrt.

Was hat jedoch unsere Republik damit zu tun? Sind wir nicht eigentlich nur Zaungäste? Wir verfügen doch über keine Trägersysteme, mit denen wir selbst künstliche Himmelskörper in den kosmischen Raum entsenden könnten! Trotzdem sind wir keine „Zaungäste"; denn unsere Republik nimmt in der internationalen Raumforschung einen sehr achtbaren Platz ein. Einige wenige Tatsachen mögen genügen, einen kleinen Eindruck von der Mitarbeit der DDR an diesem weltweiten wissenschaftlichen Unternehmen zu vermitteln.

Im Gegensatz zu anderen Objekten des Sternhimmels kann bei der Beobachtung künstlicher Erdsatelliten selbst ein großes und mit allen technischen Mitteln ausgerüstetes Observatorium nicht alle notwendigen Informationen aus eigenen Beobachtungen erhalten, da es den Satelliten jeweils nur auf einem sehr kurzen Stück seiner Bahn messend verfolgen kann.

Bald nach dem Start des ersten künstlichen Satelliten der Erde, SPUTNIK 1, betraute deshalb der Astronomische Rat der Akademie der Wissenschaften der UdSSR eine Reihe von Sternwarten in vielen Ländern, so auch in der Deutschen Demokratischen Republik, mit der regelmäßigen Beobachtung künstlicher Erdsatelliten und rüstete diese Stationen mit eigens zu diesem Zweck geschaffenen hochwertigen Spezialinstrumenten aus. Damit entwickelte sich auch bei uns in sehr kurzer Zeit ein leistungsfähiges und rege arbeitendes Stationsnetz, das durch seine präzisen Beobachtungsergebnisse unentbehrlich wurde; denn Zehntausende solcher genauen Beobachtungen schufen Voraussetzungen für den gefahrlosen und erfolgreichen Flug des Menschen in den Kosmos!

Die erste fotografische Beobachtung eines künstlichen Himmelskörpers, nämlich der Trägerrakete von SPUTNIK 1, kam aus unserer Republik, von der Schulsternwarte in Rodewisch! Doch lassen wir uns einmal für kurze Zeit von

der Atmosphäre einer solchen stillen, nächtlichen Arbeit gefangennehmen.
Die allabendlichen Besucher der Sternwarte, Schulklassen mit ihren Lehrern, Jugendweiheteilnehmer und Erwachsenengruppen, haben das Gebäude verlassen. Das Surren des Elektromotors, der die tonnenschwere Beobachtungskuppel in jede gewünschte Richtung bewegt, das gleichmäßige Ticken der Sekundenkontrolle am Nachlaufwerk des Zeiss-Refraktors, mit dem sich leistungsstarke Astrokameras auf den Sternhimmel richten, das regelmäßige Piepen des Zeitsignals, das aus den Lautsprechern des modernen Allwellenempfängers dringt, das ist die Geräuschkulisse, die uns umgibt. In warme Pelzmäntel gehüllt, nehmen die Beobachter ihre Plätze an den Instrumenten ein. Nur wenige Minuten noch bis zum vorausberechneten Durchgang des ersten Satelliten dieser Nacht. Der Chronograph, ein Gerät, mit dem sich mühelos der tausendste Teil einer Sekunde festhalten läßt, läuft an. Inzwischen sind die Beobachtungsgeräte auf die vorausberechneten Koordinaten eingestellt, und dann taucht der Satellit auf. Rasch durcheilt er das Gesichtsfeld als winziges, sternartiges Pünktchen. Als er die Mitte des Strichkreuzes passiert, wird die Zeitregistrierung ausgelöst. Ruhig und präzise diktiert der Beobachter einem anderen Mitarbeiter die an den Meßuhren des Instrumentes abgelesenen Werte für Azimut und Höhe des Satelliten, mit einer Genauigkeit von einem hundertstel Grad. Bis zu 6 Messungen in der Minute können so erfolgen, und nicht selten umfaßt die Meßreihe für einen einzigen Satellitendurchgang mehr als 70 Einzelmessungen! Unmittelbar nach dem Durchgang erfolgt eine erste kurze Auswertung. Zwei der Messungen müssen ausgewählt und sofort verschlüsselt werden, um den Rechenzentren umgehend für weitere Bahnbestimmungen zur Verfügung zu stehen. Über Fernschreiber gehen die Ergebnismitteilungen an die Rechenzentren in der Sowjetunion und in den USA. Schon jagt die Meldung „spacewarn 556 XX satev 11208 63531 20240 38X32 228XX 5678XX 45609 . . .", durch den Draht. Da ist aber auch schon die Zeit des nächsten Satellitendurchganges heran.
In den ersten Jahren der praktischen Beobachtungstätigkeit beschränkten sich die Arbeiten mehr oder weniger auf die routinemäßigen Bahnvermessungen der künstlichen Erdsatelliten. Am 15. Mai 1961 wurde jedoch in Baja (Ungarische Volksrepublik) durch die Leiter der Schul- und Volkssternwarten Baja, Bautzen und Rodewisch ein Abkommen unterzeichnet, das erstmalig die simultane (gleichzeitige) Beobachtung einer Reihe künstlicher Erdsatelliten vorsah, um aus den zur gleichen Zeit gewonnenen Werten die Bahnelemente und Flughöhen der Satelliten sowie Luftdichteschwankungen in der Hochatmosphäre unserer Erde ableiten zu können. Zunächst mußten jedoch erst die günstigsten Methoden simultaner Beobachtungen gefunden und erprobt werden. Das übernahmen die Sternwarten in Baja und Bautzen. Dieses Beobachtungsprogramm, das die Bezeichnung „INTEROBS" erhielt, ist inzwischen in der wissenschaftlichen Fachwelt zu einem festen Begriff geworden und führte bereits zu einer Reihe interessanter wissenschaftlicher Arbeiten. Wenn die Vizepräsidentin des Astronomischen Rates der sowjetischen Akademie der Wissenschaften, Frau Prof. Dr. A. G. MASSEWITSCH, anläßlich der Konferenz der Satellitenbeobachtungsstationen der sozialistischen Länder im Dezember 1963 in Moskau ausführte, daß die Deutsche Demokratische Republik und die Ungarische Volksrepublik die „Pioniere des INTEROBS-Programmes" sind, so erfüllt uns das mit berechtigtem Stolz. Dies um so mehr, als nunmehr nahezu 30 Stationen im sozialistischen und im kapitalistischen Ausland an diesem weltweit gewordenen Beobachtungsprogramm teilnehmen. Ehrendiplome, Anerkennungsschreiben und Medaillen aus der Sowjetunion und auch aus den USA künden an unseren Satellitenbeobachtungsstationen davon, daß unsere Republik für die Raumfahrt wichtige und wertvolle Beiträge liefert.

Moderne Geräte und exaktes Arbeiten ermöglichen präzise Beobachtungen. Bild links oben: Die Bahn des zweiten sowjetischen Weltraumschiffes. Fotografiert von Mitarbeitern der Schulsternwarte Rodewisch.



Auf den richtigen Zug kommt es an!

Spatz Schlaukopf meint:

Ich saß auf dem Gebäude der Magdeburger Reichsbahndirektion und knobelte an einer Schachaufgabe. „Schlaukopf", rief da einer zu mir herauf. „Schreib doch mal über die Eisenbahn!" Da ich aber — wohl naturbedingt — das Flugwesen vorziehe, erwiderte ich nur: „Was ist ein D-Zug gegen einen Mattzug!" und vertiefte mich erneut in das „Matt in vier Zügen".
Der unten ließ jedoch nicht locker: „Als ob unsere Eisenbahner nichts vom Schach verstünden! Was hältst du von einem Tempoverlust?" — „Muß man vermeiden, klar!" — „Genauso denken unsere Lokführer! Und





Es ging los auf der Magdeburg-Wittenberger Strecke. Als der Zug abfuhr, erblickte ich noch das Hinweisschild: „Nach 1965 über 1980 und 1970". Ich fragte verwundert: „Fahren wir in die verkehrte Richtung?" Der Genosse Werder, Fachmann für Perspektivplanung, blickte mich so mitleidig an, als verstünde ich nicht mal was vom Schachspiel. Er fragte: „Woran erkennt man einen schlechten Schachspieler zu allererst?" Meine Antwort ließ nicht lange auf sich warten: „Daran, daß er blindlings drauflos zieht. Er hat keinen weitsichtigen, strategischen Plan! Er schlägt einen einzelnen Bauern und erkennt nicht, daß er 10 Züge weiter einen ganzen Turm bekommen hätte!" — „Na also," entgegnete mein ‚Reiseführer', „dann sind wir Eisenbahner doch ganz gute Schachspieler!", und er begann mir das zu beweisen.

wie stehst du zu einer verstopften Linie?" — „Kann katastrophale Auswirkungen haben!" — „Meinen unsere Eisenbahn-Dispatcher auch! Und wie stellst du dich zu weiblichen Schachspielerinnen?" — „Sie haben nicht immer das rechte Verständnis für das schöne Spiel!" — „Wie bei den Eisenbahnerinnen. Sie lieben auch keinen Figurgewinn! Und was hältst du schließlich vom Remis oder Unentschieden?" — „Ich bin immer für klare Entscheidungen, so wahr ich Schlaukopf heiße!" — „Also fast ein geborener Eisenbahner! Aber wen wundert's! Diese Eisenbahnereigenschaft konnten ja wohl alle Reservisten seinerzeit zu ihrer Zeit bei der Truppe lernen!" So hatte der von unten mich in vier Zügen mattgesetzt und zugleich neugierig gemacht, so daß ich seine Einladung zu einer Fahrt mit der Eisenbahn in die Zukunft der Eisenbahn nicht länger abschlug.

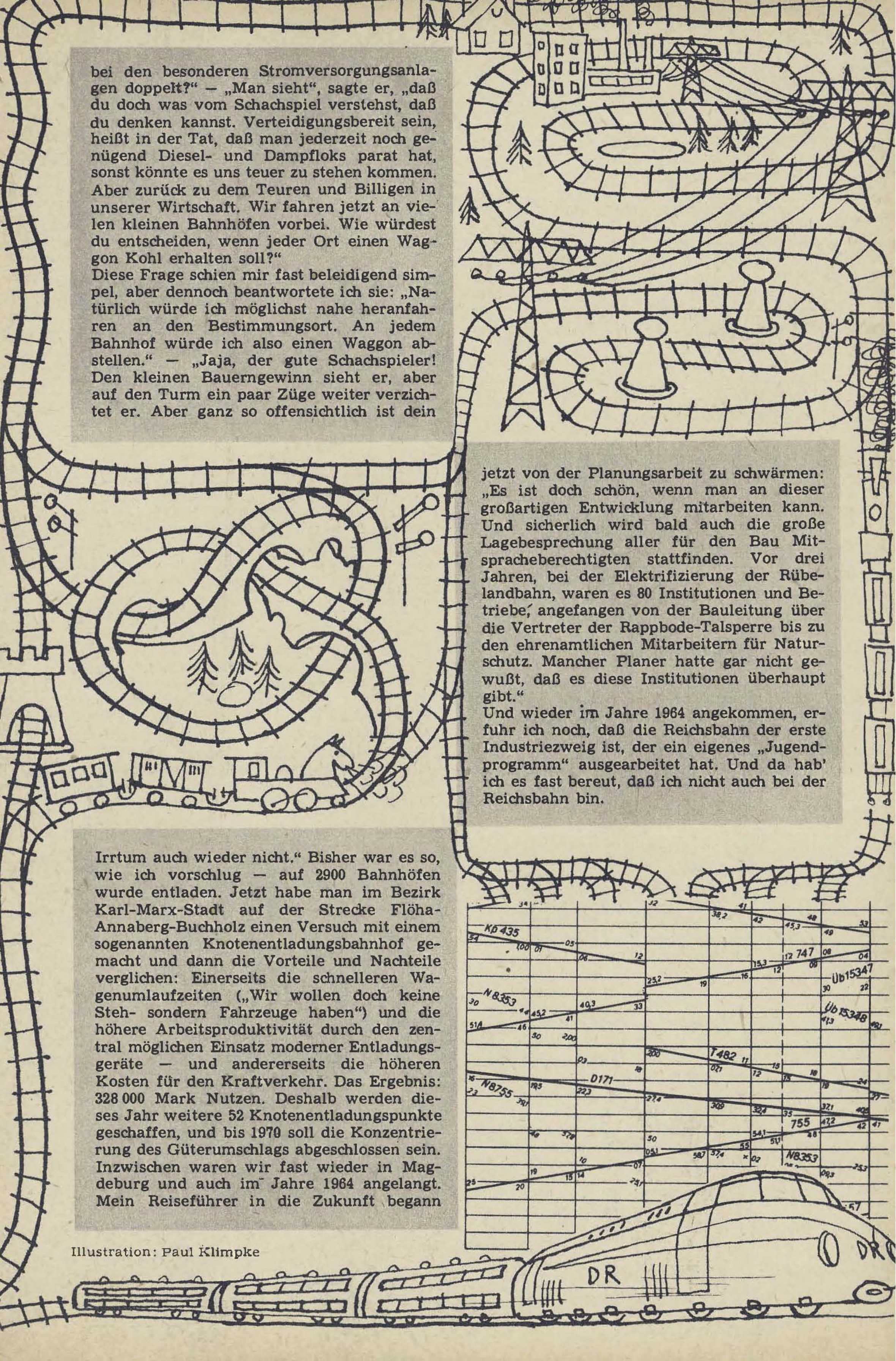




Linksab, wo ich nur Felder und in der Ferne noch einen unscheinbaren Bohrturm sah, würde sich bald ein riesiges Kalikombinat erstrecken, mit großen Fördertürmen. Daß hier bei Zielitz Kali in Hülle und Fülle lagerte, ist seit Jahrzehnten bekannt. Aber die gesamte deutsche Kaliförderung hatte die Solvay-AG an sich gerissen, und damit deren Profite nicht fielen, mußte das weiße Gold im Boden bleiben. Jetzt wird also in den nächsten Jahren an dieser Stelle, d. h. nördlich von Magdeburg, bei Zielitz, das größte Kalikombinat Europas entstehen, und die Reichsbahn muß die Hunderttausende Tonnen abtransportieren.

Wieviel Transportraum wird benötigt? – das ist die große Frage. Und in welche Richtung geschieht der Abtransport? Noch haben die Eisenbahnplaner die exakten Kennziffern nicht bekommen, aber soviel steht bereits fest: Die Masse des Kalis geht zur Verschiffung nach Wismar, und ein Gleis auf der Strecke Magdeburg-Wittenberge wird dann nicht mehr ausreichen. Bereits heute wird auf unseren eingleisigen Strecken mehr transportiert und verkehren mehr Züge als früher auf den zweigleisigen. Eine große Leistung der Eisenbahner. Aber viel mehr ist auch auf der Strecke Magdeburg-Wittenberge „nicht drin". Verzögerungen eines Zuges von wenigen Minuten können jetzt schon den ganzen Fahrplan durcheinanderbringen. Also muß ein zweites Gleis gelegt werden. Mein „Reiseführer" erklärte mir nun, daß man ja wohl auch beim Schach bei der Vorausberechnung der Züge nicht nur das zu erreichende Ziel, sondern viele Faktoren berechnen muß, bei der Bahn beispielsweise die Entwicklung der Technik. Das (Dampf)-Roß wird bis 1980 aussterben, dann werden auf 70 Prozent der Strecken – auf den Hauptstrecken – Elektro-Loks und auf den restlichen 30 Prozent – den Nebenstrecken – sowie im Rangierbetrieb Dieselloks verkehren. Die Elektrifizierung einer Strecke kommt beispielsweise teurer als das Verlegen eines zweiten Gleises, aber auf Strecken mit dichter Zugfolge rentiert sich die E-Lok bald. Und auch dies gilt es bei der Planung zu beachten: Noch werden unsere E-Loks mit $16^2/_3$ Hertz und 15 KV betrieben. Später werden es 50 Hertz und 25 KV sein, und die Stromversorgung kann ohne besondere bahneigene Kraftwerke direkt aus dem öffentlichen Netz erfolgen. Also muß man bei der Elektrifizierung beachten, daß die Anlagen eines Tages „leicht" umgestellt werden können.

Mir kam jetzt ein bedenklicher Gedanke: „Ist eine elektrifizierte Strecke im Verteidigungsfalle nicht besonders anfällig? Und



bei den besonderen Stromversorgungsanlagen doppelt?" — „Man sieht", sagte er, „daß du doch was vom Schachspiel verstehst, daß du denken kannst. Verteidigungsbereit sein, heißt in der Tat, daß man jederzeit noch genügend Diesel- und Dampfloks parat hat, sonst könnte es uns teuer zu stehen kommen. Aber zurück zu dem Teuren und Billigen in unserer Wirtschaft. Wir fahren jetzt an vielen kleinen Bahnhöfen vorbei. Wie würdest du entscheiden, wenn jeder Ort einen Waggon Kohl erhalten soll?"
Diese Frage schien mir fast beleidigend simpel, aber dennoch beantwortete ich sie: „Natürlich würde ich möglichst nahe heranfahren an den Bestimmungsort. An jedem Bahnhof würde ich also einen Waggon abstellen." — „Jaja, der gute Schachspieler! Den kleinen Bauerngewinn sieht er, aber auf den Turm ein paar Züge weiter verzichtet er. Aber ganz so offensichtlich ist dein Irrtum auch wieder nicht." Bisher war es so, wie ich vorschlug — auf 2900 Bahnhöfen wurde entladen. Jetzt habe man im Bezirk Karl-Marx-Stadt auf der Strecke Flöha-Annaberg-Buchholz einen Versuch mit einem sogenannten Knotenentladungsbahnhof gemacht und dann die Vorteile und Nachteile verglichen: Einerseits die schnelleren Wagenumlaufzeiten („Wir wollen doch keine Steh- sondern Fahrzeuge haben") und die höhere Arbeitsproduktivität durch den zentral möglichen Einsatz moderner Entladungsgeräte — und andererseits die höheren Kosten für den Kraftverkehr. Das Ergebnis: 328 000 Mark Nutzen. Deshalb werden dieses Jahr weitere 52 Knotenentladungspunkte geschaffen, und bis 1970 soll die Konzentrierung des Güterumschlags abgeschlossen sein.
Inzwischen waren wir fast wieder in Magdeburg und auch im Jahre 1964 angelangt. Mein Reiseführer in die Zukunft begann jetzt von der Planungsarbeit zu schwärmen: „Es ist doch schön, wenn man an dieser großartigen Entwicklung mitarbeiten kann. Und sicherlich wird bald auch die große Lagebesprechung aller für den Bau Mitspracheberechtigten stattfinden. Vor drei Jahren, bei der Elektrifizierung der Rübelandbahn, waren es 80 Institutionen und Betriebe, angefangen von der Bauleitung über die Vertreter der Rappbode-Talsperre bis zu den ehrenamtlichen Mitarbeitern für Naturschutz. Mancher Planer hatte gar nicht gewußt, daß es diese Institutionen überhaupt gibt."
Und wieder im Jahre 1964 angekommen, erfuhr ich noch, daß die Reichsbahn der erste Industriezweig ist, der ein eigenes „Jugendprogramm" ausgearbeitet hat. Und da hab' ich es fast bereut, daß ich nicht auch bei der Reichsbahn bin.

Illustration: Paul Klimpke

Unternehmen „Feuerzunge"

Mit Aufklärern unterwegs waren unsere Reporter E. Gebauer (Bild) und R. Dressel (Text)

Vorsichtig biegt Gefreiter Samosch einen Kiefernzweig beiseite und späht hinaus auf die Waldschneise. Links, rechts, gegenüber – nichts! Nur der untergehende Mond grinst freundlich vom Morgenhimmel. Ein Wink zu den Genossen hinter ihm zwischen den Büschen. Drüber! In großen, schnellen Sprüngen setzen die sechs Gestalten in den buntgefleckten Tarnanzügen hinüber und tauchen im Wald unter. Die Aufklärer der Gruppe von Leutnant Wegner haben den Auftrag, einen „gegnerischen" Regimentsgefechtsstand aufzuklären und einen Gefangenen, eine „Zunge", einzubringen. Vor Morgengrauen hatten sie in einem sumpfigen Abschnitt die Linien überschritten und ihr Unternehmen „Feuerzunge" begonnen.

Der Führer der Gruppe ist unter seinen Genossen nicht auszumachen. Er ist der kleinste von ihnen, und er beherrscht das Abc des Aufklärers bis zum Z. Auf seinem schmalen Gesicht liegt äußerste Konzentration. Kurz und knapp gibt er seine Befehle.

Den Gefreiten Samosch, einen großen, schlanken Soldaten, hat er zu seinem Stellvertreter bestimmt. Er führt die Gruppe bei der Annäherung. Samosch macht seine Sache gut. Vorsichtig tastet er sich mit der Gruppe vorwärts. Schon das Knacken eines Zweiges kann das Unternehmen gefährden. Als Aufklärer müssen sie „mit allen Wassern gewaschen" sein. Ihr Auftrag verlangt überlegtes Handeln, Kühnheit und Findigkeit. Er muß unter allen Umständen ausgeführt werden, weil der Stab die Angaben über



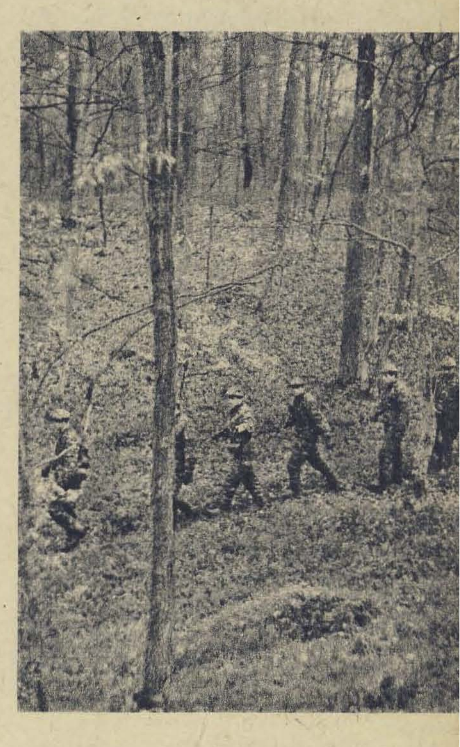
Im Rücken des „Gegners". In einem schwer zugänglichen Waldstück weist der Gruppenführer seine Aufklärer in ihre Aufgaben ein.

Unternehmen „Feuerzunge"



Ein Wasserhindernis ist zu überwinden. Hier gilt es zu zeigen, was man auf der Sturmbahn gelernt hat. Vorsicht! Der Birkenstamm ist naß!

Die Waldschneise ist „sauber". Einer nach dem anderen huscht hinüber und verschwindet drüben im schützenden Gebüsch. ▶



Jedes unnötige Geräusch muß vermieden werden. Im Laubwald ist das nicht so einfach. Um so notwendiger ist es, nach allen Seiten zu sichern.

Dicht vor dem „gegnerischen" Gefechtsstand. Getarnt und flach an die Erde gepreßt arbeiten sich die Genossen heran.

▼



den „Gegner“ für die weiteren Kampfhandlungen braucht.

Bis zum Gefechtsstand sind es nur höchstens zwei Kilometer. Aber die Gruppe muß Umwege machen und Hindernisse überwinden. Schon nach wenigen Hundert Metern stößt sie auf einen Kanal. An solchen schwierigen Abschnitten übernimmt der Leutnant selbst die Führung. Er kriecht vor. Die Luft ist rein. Aber das Ufer ist steil, und die Wassertiefe ist schwer zu schätzen. Wie da hinüber? Durchwaten, ist sein erster Gedanke. Ob das möglich ist? Er sucht eine geeignete Stelle. Dabei entdeckt er ein Stück weiter eine Birke, die quer über dem Kanalbett liegt. Ein Geschenk der Natur! Sie erspart das ungemütliche Morgenbad. Leutnant Wegner ahmt einen Vogelpfiff nach. Seine Genossen kommen heran. Auf



Mit geübten Griffen wird der „gegnerische" Posten überwältigt und gefesselt entführt.

Kurze Rast auf dem Rückweg. Der Funker übermittelt das Aufklärungsergebnis. ▼

Äste gestützt, balancieren sie hinüber.

Drüben nimmt schützender Fichtenwald das Sextett auf. Von der nahen Straße dringen Fahrzeuggeräusche herüber. Der Gefechtsstand ist nahe. Sicher hat der „Gegner" hier Posten stehen. Die Straße aufklären! Der Leutnant kriecht vor. Langsam schiebt er seinen Kopf zwischen zwei Äste. Schräg gegenüber eine Waldschneise mit Fahrzeugspuren. An der Ecke, unter Büschen kauernd, ein Postenpaar. Sorglos unterhalten sie sich leise. Man muß sie umgehen, entschließt sich der Leutnant und kriecht zurück.

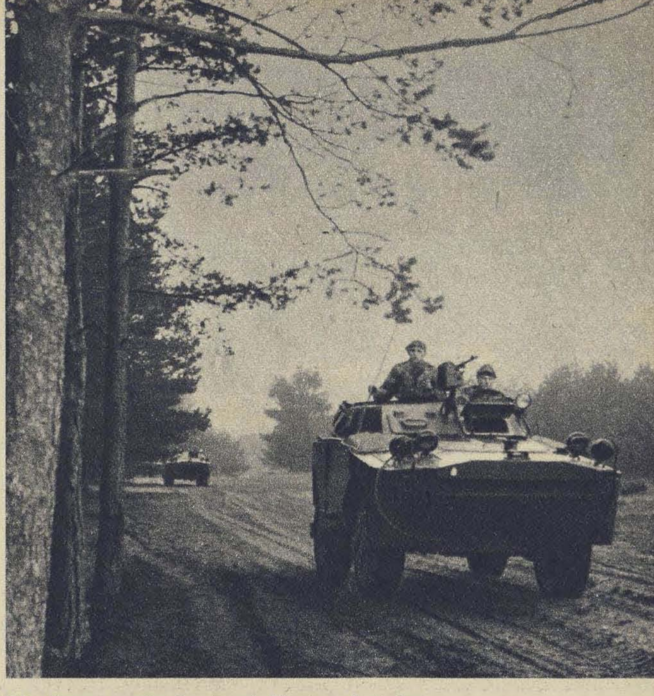
Einige hundert Meter weiter ist die Straße frei. Wie Windhunde setzen die Genossen hinüber. Zwischen den Kiefernbüschen legen sie eine kurze Verschnaufpause ein. Der Gruppenführer gibt letzte Hinweise. Jeder überprüft noch einmal seine Waffe. Soldat Otto,

der mit einem weiteren Genossen die „Zunge“ fangen soll, greift in die Hosentasche nach dem Knebel. Alles bereit!

Weiter geht es. Einer sichert den anderen. Jetzt sind sie dem „Gegner“ dicht auf dem Pelz. Alle richten ihre Blicke nach vorn. Nichts darf ihnen entgehen. Zwischen Bäumen stehen ein paar Fahrzeuge. Dort ist auch ein Erdaufwurf, wahrscheinlich ein Bunker. Ohne Zweifel, das ist der Gefechtsstand.

Geduckt arbeiten sich die Aufklärer heran. Plötzlich entdecken sie knappe hundert Meter vor sich einen Posten. Weiß der Teufel, woher der so schnell kam.

Ahnungslos streift der Posten zwischen den Bäumen herum. Was soll hier schon passieren, denkt er. Zwischen den niedrigen Kiefern, die leicht zu übersehen sind, wagt sich sowieso niemand, an den Gefechtsstand heranzukommen. Gelangweilt stochert er mit einem Knüppel hier und da Löcher in die Erde.



Die Gruppe von Leutnant Wegner hat den Aufklärungsauftrag erfüllt. Nach Abschluß der Übung fährt sie zurück ins Feldlager.



Der muß dran glauben, schießt es dem Leutnant durch den Kopf. Am liebsten möchte er es dem Soldaten Otto zurufen. Aber der hat die Situation schon erfaßt. Gemeinsam mit seinem Gehilfen kriecht er, den Körper fest an den Boden gepreßt, von hinten an den Posten heran. Sie lassen ihn nicht aus den Augen. Aus nächster Nähe springen sie plötzlich hoch und werfen den Posten zu Boden. Er will einen Schrei ausstoßen, aber schon hat er den Knebel im Mund. Mit geübten festen Griffen wird er entwaffnet und gefesselt. So zerren ihn die Aufklärer zurück zu ihren Genossen, die den Überfall sicherten.

Nun so schnell wie möglich zurück! Wieselflink überquert die Gruppe die Straße. Aus dem Wald übermittelt der Funker dem vorgesetzten Stab das Aufklärungsergebnis: Unternehmen „Feuerzunge“ erfolgreich verlaufen! Wir ziehen uns zurück!

Unternehmen „Feuerzunge“

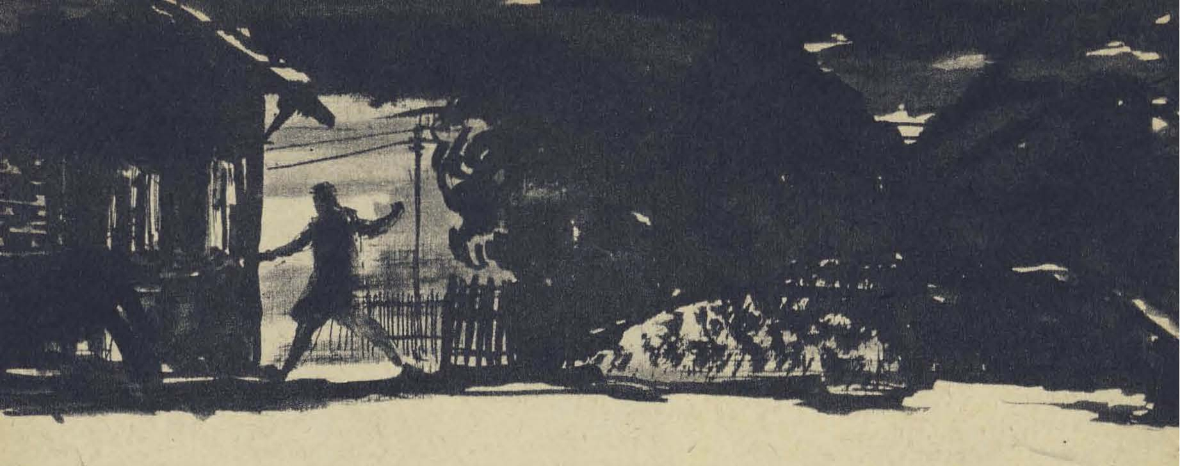


Illustration: Bernhard Kluge

Fahndungssache „Fenstersteher“

Kriminalerzählung von GERHARD BERCHERT

„Hedwig, gibst du mir mal Geld? Ich will die Kohlen bezahlen“, sagt Paul Kugler eines Morgens zu seiner Frau.

„In der Suppenterrine müssen noch zwei Fünfzigmarkscheine liegen“, erwidert sie, die Kaffeetasse absetzend.

„Ich habe doch vorhin nachgesehen, da war kein Geld.“

Mit zwei Sätzen ist Hedwig Kugler am Küchenschrank. Dann blickt sie fassungslos auf ihren Mann.

„Paul, hast du etwa ...?“ Erschrocken wehrt der ab.

Die Frau wendet jetzt das vor Erregung gerötete Gesicht ihrem etwa siebzehnjährigen Sohn zu, der gelassen an seiner Schnitte kaut. „Also du, Norbert! Daher das neue Luftgewehr! Und mir hast du erzählt, du hättest 'ne Prämie gekriegt.“

„Hab' ich auch“, knurrt Norbert ärgerlich. „Ich brauche dein Geld nicht!“

„Ja, wer soll's denn dann genommen haben? Weiter war doch niemand im Hause“, schreit Hedwig Kugler aufgebracht.

„Das muß erst einmal festgestellt werden!“ stößt der Junge hervor. „Immer soll ich alles gewesen sein. Weil die Jugend ja heute soo schlecht ist. Doch jetzt reicht's mir. Ich hab' das Geld nicht – und das werde ich euch beweisen!“ Damit springt er auf und stürzt aus dem Raum. Wer weiß, wo Mutter das Geld wieder versteckt hat, geht es ihm durch den Kopf. Ihr Gedächtnis ist auch nicht mehr das beste. Na, soll sie sich ruhig mal blamieren!

Seine Eltern blicken ihm verblüfft nach. Erst, als nach einer Weile der Abschnittsbevollmächtigte mit zwei Kriminalisten über die Schwelle tritt, findet Hedwig Kugler die Sprache wieder. „Was wollen Sie denn?“ fragt sie erstaunt.

„Ihr Junge meint, hier muß eingebrochen worden sein. Dürfen wir uns ein wenig umsehen? Übrigens – das ist Hauptmann Westphal und das hier Leutnant Siebert.“

Die Frau nickt zögernd.

„Ihr Sohn hatte Recht!“ erklärt Leutnant Siebert wenig später. „Durch das Fenster hier ist tatsächlich jemand eingestiegen!“

Nachdenklich betrachtet Hauptmann Westphal zwei Stunden danach in seinem Dienstzimmer eine große Wandkarte. Sein Blick ruht auf den vielen beschrifteten Fähnchen, die bunt über die südlichen Bezirke der Republik verstreut sind. „Ein raffinierter Bursche ist das“, sagt er zu Leutnant Engelhard, der seiner Untersuchungskommission neu zugeteilt wurde. „Er treibt meist in den Dörfern sein Unwesen, durchsticht die Fensterrahmen, hebt die Riegel aus, nimmt nur Geld und legt ansonsten alles



wieder so hin, wie es war. Die Geschädigten merkten oft erst Tage danach, daß sie bestohlen wurden."

„Der Mann dürfte motorisiert sein", meint Engelhard. „Die Tatorte liegen ja zumeist an Fernverkehrsstraßen oder an der Autobahn."

„Wir vermuten das auch", bemerkt Westphal. Zumindest hat er ein Fahrrad, das er im Zug bis in die benachbarten Orte mitnimmt. Wahrscheinlich wohnt er in der Nähe von Karl-Marx-Stadt, denn dort in der Umgebung tritt er zu verschiedenen Zeiten in Erscheinung, während er in den Bezirken Leipzig, Dresden und Gera nur an den Wochenenden einbricht."

„Wie sieht es mit Spuren aus?" Der Hauptmann winkt ab.

„Einen Absatzabdruck haben wir – das ist alles. Da muß dem Täter der Stoffüßling verrutscht sein. Außerdem trägt er Handschuhe. Aber das können Sie in den Unterlagen nachlesen."

In der Nähe der Tatorte befanden sich zumeist frisch geteerte Straßen oder andere Baustellen, überlegt der Leutnant. Man müßte also bei den Baubetrieben nachforschen – doch das haben, wie er feststellt, die anderen Genossen der Kommission bereits getan.

Als der junge Kriminalist die Unterlagen wieder bei seinem Vorgesetzten abliefert, unterhält sich der gerade mit Leutnant Siebert. „Na, Genosse Engelhard", fragt er aufblickend, „haben Sie einen brauchbaren Vorschlag?"

„Wir müßten die Fernverkehrsstraßen im Auge behalten, Genosse Hauptmann! Alle Fahrzeuge müßten notiert werden, mit Zeitangabe – vor allem versteckt abgestellte. Außerdem wären einige Bahnhöfe zu überwachen, verdächtige Personen zu kontrollieren, z. B. Leute, die im Zuge ihr Fahrrad mitführen . . ."

„Ausgezeichnet", unterbricht ihn der Hauptmann lächelnd. „Wir sind eben zu einer ähnlichen Überlegung gekommen. Allerdings werden wir uns zunächst auf die Autobahn beschränken, und zwar in den Streckenbezirken Plauen–Karl-Marx-Stadt–Dresden sowie Karl-Marx-Stadt–Gera. Erster Einsatz: in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend!"

Man sagt hin und wieder, in manchen Nächten liege knisternde Spannung in der Luft. Doch das sind wohl mehr die düsteren, regnerischen Nächte, wenn der wütende Sturm um einzeln stehende Gehöfte heult. Die Nacht vom Freitag zum Sonnabend macht einen weit friedlicheren Eindruck. Sie ist warm, windstill, und im matten Silberschein der Mondsichel sieht man nur hier und da ein eng umschlungenes Liebespaar über einsame Wege schlendern.

Die zwei Männer allerdings, die unweit der Autobahnabfahrt Reichenbach neben einem an-

scheinend reparaturbedürftigen „Wartburg“ im Straßengraben hocken, machen mehr den Eindruck unglücklicher Liebhaber. Ab und zu seufzt der eine vor sich hin, während sich der andere mit verdrießlichem Gesicht eine neue Zigarette anzündet. Erst als sich von der Autobahn her Motorradgeknatter nähert, kommt wieder Leben in die beiden. Sie springen auf, und der eine steckt seinen Kopf unter die Kühlerhaube, während sich der andere hinten am Wagen zu schaffen macht.

Der Motorradfahrer kommt näher, verringert beim Heranfahren merklich die Geschwindigkeit und hält schließlich neben dem PKW. Jetzt ist zu erkennen, daß er eine Volkspolizei-Uniform trägt.

„Guten Abend! Kleine Panne? Kann ich helfen?“ fragt er und mustert dabei die zwei Männer unauffällig.

„Ach, Sie sind es, Genosse Leutnant“, entfährt es ihm dann plötzlich – und ich wollte mir gerade die Fahrzeugpapiere geben lassen!“

„Ja, und wir waren soeben im Begriff, uns Ihr polizeiliches Kennzeichen aufzuschreiben“, schmunzelt Leutnant Siebert. „Weshalb ist die Autobahnabfahrt nicht besetzt?“ fragt er dann, sofort wieder ernst werdend. Der VP-Meister strahlt.

„Ist besetzt, Genosse Leutnant. Freut mich, daß selbst Sie die Genossen nicht entdeckt haben. Bis zu fünf Kilometern nach beiden Seiten wird außerdem jede Straße und jeder Feldweg beobachtet. Sämtliche VP-Helfer sind auf den Beinen. Genossenschaftsbauern, Partei, FDJ und GST unterstützen uns. Sogar die freiwillige Feuerwehr ist erschienen.“

„Entschuldigen Sie, Genosse Meister“, sagt Siebert etwas verlegen. „Dann sind wir hier natürlich überflüssig.“ Wenn das Netz überall so dicht geknüpft ist, denkt er, als der Wagen wieder auf der Autobahn dahinrollt, dürfte eigentlich niemand unbemerkt durch die Maschen schlüpfen.

Westphal und Engelhard, die andere Abschnitte der Strecke kontrollieren, teilen diese Zuversicht, denn es sind Tausende von Menschen, die sich in dieser Nacht bereit gefunden haben, den Kriminalisten zu helfen.

Doch als im Osten der erste graue Schimmer das Dunkel verscheucht, gibt der Hauptmann die Hoffnung auf, den „Fensterstecher“ in dieser Nacht noch zu fangen. Vielleicht klappt es morgen, denkt er, sich über die schwer gewordenen Lider streichend. Der Bursche hat doch bisher nur selten ein Wochenende ausgelassen.

Am Montag wertet Hauptmann Westphal die beiden Einsätze aus:

„Unser Aufgebot war nicht ohne Nutzen. Ein Einbrecher konnte am Tatort festgenommen werden. Ein gestohlenes Kraftfahrzeug wurde sichergestellt, eine Reihe von Verkehrssündern fing sich in unserem Netz. Nur – der Mann, den wir suchten, der lief uns nicht über den Weg! Er ‚arbeitete‘ in der letzten Nacht in der Umgebung von Mittweida und muß dort mit dem Zug angekommen sein. Was schlagen Sie vor?“ Leutnant Siebert räuspert sich.

„Ich meine“, sagt er bedächtig, „wir sollten die Großeinsätze an der Autobahn freitags und sonnabends weiterführen – und zwar in den gleichen Abschnitten. Da der Täter sein Wirkungsfeld ständig wechselt, müßte er mit großer Wahrscheinlichkeit bald in unser Revier kommen.“

„Ja, aber wenn er immer mit der Bahn fährt, dann kriegen wir ihn auf diese Weise nie!“ wirft Engelhardt ein.

„Ich werde die Genossen der Transportpolizei um stärkere Unterstützung bei der Überwachung der Bahnhöfe ersuchen“, erklärt Westphal. „Doch Schwerpunkt unserer Arbeit bleiben einstweilen die Straßen an der Autobahn!“

Wieder ist es Freitag. Kurz vor Mitternacht tritt Genossenschaftsbauer Hammerschmitt mit dem Tierarzt aufatmend aus dem Rinderstall. Gott sei Dank, die Blesse wird durchkommen, denkt er. In diesem Augenblick sieht er drüben vor dem Wohngebäude einen Fremden, der sich äußerst merkwürdig benimmt. Der Mann holt mit dem Arm weit aus, als wolle er auf das Fensterkreuz losschlagen.

„He, Sie!“ ruft Hammerschmitt verwundert. Da fährt der Unbekannte zusammen, macht einen Riesensatz zur Seite und ist gleich darauf um die Ecke verschwunden.

„Man müßte die Polizei benachrichtigen“, flüstert der Tierarzt.

„Ach was“, meint Hammerschmitt, dem der versäumte Schlaf jetzt mit Macht auf die Augen drückt, „das war bloß 'n Besoffner – oder 'n Verrückter. Gute Nacht!“ Dann geht er wieder in den Rinderstall, streckt sich neben seiner kranken Blesse auf das Stroh und hat gleich darauf den Mann mit dem Messer vergessen. Erst als er am anderen Morgen vergeblich sein Fahrrad sucht, überfällt ihn die Erinnerung an das nächtliche Erlebnis wieder, und er macht sich nun doch, laut schimpfend, auf den Weg zum ABV. Als Hauptmann Westphal von der Geschichte erfährt, möchte er sich am liebsten die Haare ausraufen.

„Der Kerl ist uns also wieder entwischt!“ ruft er ärgerlich aus. „Dabei liegt doch der Ort in unserem Kontrollbereich. Unser sorgsam ausgetüfteltes System muß also gerade an dieser Stelle ein Loch gehabt haben. Es ist nicht zu fassen!“

In diesem Moment klopft es an der Tür, und ein Wachtmeister tritt ins Zimmer.

„Ich habe da heute nacht einen Radfahrer angehalten, weil er ohne Licht fuhr“, meldet er.

„Na und?“ fragt Westphal, der jetzt andere Sorgen hat.

„Ja, das war der, der Hammerschmitts Rad gestohlen hat. Er sagte, die Lampe wäre kaputt, und ich ließ ihn dann absteigen und schieben. Von dem Diebstahl wußte ich ja noch nichts. Egon Fränkel heißt er. Ich habe mir von ihm den Ausweis zeigen lassen. Seine Adresse lautet ...“ Verblüfft hält der Wachtmeister inne, denn Westphal hat ihn plötzlich bei den Schultern gepackt und schüttelt ihn vor Freude durch, daß die Gelenke knacken.

(Fortsetzung auf Seite 38)

PST!

NICHT WEITERSAGEN!



Es soll doch eine Überraschung sein.
Und was für eine.
Zum neuen Jahr.
Vom Soldatenmagazin.
Für seine Leser.
Und auf ihren Wunsch.

Ganz unter uns: Es ist eine tolle Kiste!
Ich hab' mal hineingegriffen.
Und geguckt, was drinsteckt.
Für Sie.
Soll ich's verraten?
Zuerst hab' ich was ganz Dickes gefühlt.
Ein neues Heft.
Wie's ab Januar 1965 erscheint.
Mit 96 statt 84 Seiten wie bisher.

12 Seiten mehr!

Mit farbigen Bildseiten innendrin.

Und mehr Lesestoff.
Konfliktreiche Reportagen
aus dem Leben der NVA.
Reportagen über die Armeen
der jungen Nationalstaaten.
Größerer Postsack.
Erweiterte Militärtechnik.
Aufregende Spionagegeschichten.
Spannende Krimis.
Und dazu das 1000-MDN-Preisausschreiben.
Einfach dufte!

Und dann der größte Knüller:

Das alles für den alten Preis!

Eine tolle Kiste.
Und die Post
liefert sie frei Haus.
Wenn Sie abonnieren.
Rechtzeitig.
Denn wenn sich's
erst rumgesprochen hat ...
Ist sie weg.

Die ARMEE Rundschau

Also nicht weitersagen!
Oder erst, wenn Ihre
Bestellung gesichert ist.
Und dann
nur guten Freunden.
Damit sie auch
was Gutes haben.

TSCHÜSS!



VERSTAUBT. Beim Stubendurchgang findet der Hauptfeldwebel nichts, was er beanstanden könnte. Er freut sich über die Ordnungsliebe seiner Soldaten. Doch da fällt sein Blick auf einen Strauß Papierblumen, welcher auf dem Tisch steht. Er bläst hinein — eine Staubwolke! „Und was ist das?" — „Blütenstaub, Genosse Hauptfeldwebel!"



DIE UHR. Soldat Lommatsch hat beim Dienstsport den Arm gebrochen. Der Arzt bandagiert und schient ihn. „So, das hätten wir", sagt er nach getaner Arbeit. Doch der Soldat bleibt stehen. „Ist noch etwas?" fragt der Arzt „Ja", nickt der Soldat. „Ich möchte Sie bitten noch mal aufzumachen. Ich habe vergessen, meine Armbanduhr abzunehmen."

Vignetten: Parschau



HÖFLICHKEIT. Das Telefon klingelt. „Hier ist Übel", meldet sich der Oberleutnant, Finanzoffizier eines Truppenteils. Im Hörer erkennt er die Stimme eines Kompaniechefs: „Wissen Sie nicht, daß man sich am Telefon mit Dienstgrad meldet?" „Jawohl, Genosse Hauptmann! Was wünschen Sie?" „Genosse Übel, sagen Sie ..." Da unterbricht ihn der Oberleutnant: „Genosse Hauptmann, ich möchte darauf aufmerksam machen, daß man sich in der Volksarmee mit Dienstgrad anredet."



SCHLECHTER SITZ? Beim Wäschetausch hatte Matrose Linke eine Hose empfangen, an der sämtliche Knöpfe fehlen. Dem Bootsmann fällt auf, daß er jetzt ein Koppel trägt, was an Bord nicht üblich ist. „Warum?" fragt er ihn. „Damit die Hose besser sitzt!" antwortet der Matrose. „Machen Sie es einmal ab!" Der Matrose tut, was ihm befohlen wurde. Die Hose rutscht ihm in die Kniekehlen. Darauf der Bootsmann: „Donnerwetter, jetzt sitzt sie tatsächlich schlechter!"





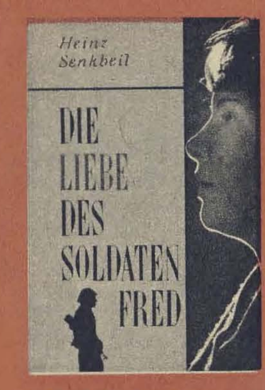
Demnächst auf der Leinwand: *UdSSR*

Schuß im Nebel

Eine Schar Wildenten erhebt sich aus dem Dickicht. Ein lohnendes Ziel für die beiden Freunde auf dem Jagdausflug. Da zerreißt ein Schuß die Stille, und Kisseljew bricht zusammen. Jewdokimow möchte seine Kräfte teilen. Zuerst die Spur des Attentäters verfolgen oder Erste Hilfe leisten? Jewdokimow trägt den Freund in die Jagdhütte. Der Schütze ist vor ihnen hiergewesen. Er hat nur einen Zettel aus Jewdokimows Tasche entwendet — einen Zettel mit der chemischen Formel eines neuentwickelten Raketentreibstoffes!

Der neue sowjetische Film macht mit interessanten Menschen in außergewöhnlichen Lebensumständen bekannt. Jewdokimow ist der maßgebende Wissenschaftler auf dem Raketenversuchsgelände. Kisseljew hat die Aufgabe, das Leben und die ungestörte Arbeit des Freundes zu schützen. Eine notwendige Vorsichtsmaßnahme der Staatssicherheit, denn Jewdokimow steht im Mittelpunkt des Interesses westlicher Geheimdienste.

Wird sich der Forscher angesichts dieser Bedrohung bewähren? Der Konflikt des Wissenschaftlers ist überzeugend gestaltet. Der Film versucht außerdem, einen Einblick in die schwierige und gefahrvolle Arbeit der sowjetischen Staatssicherheitsorgane zu vermitteln. Möglich, daß diese Arbeit weniger effektvoll vor sich geht, als auf der Leinwand gezeigt wird — auf jeden Fall ist es spannend und unterhaltsam, an der Verbrecherjagd teilzunehmen. *e. k.*



DMV, Berlin 1964, 346 S., 6,20 MDN

Heinz Senkbeil: Die Liebe des Soldaten Fred

Das hätte sich der Soldat Alfred Bärenfänger nicht gedacht. Da spannt er dem langen Ermisch, der ihn schon immer geärgert hat, beim Tanzen ein Mädchen aus, und nun trifft er dieses Mädchen ausgerechnet in der Klasse wieder, in der er die Arbeitsgemeinschaft der Pioniere übernehmen soll. Sie ist die Klassenlehrerin. Und bald kann er es nicht länger verheimlichen: Er liebt die kastanienbraune Sophie, und – was ihn beglückt – er wird wiedergeliebt.

Diese Liebe ist anders als die zu dem schwarzhaarigen Teufelchen, der Angela, die er zurückließ, als er eingezogen wurde, und deren Ende so merkwürdig war; so merkwürdig, daß er alles schon fast vergessen hatte. Aber nun bei Sophie – das war reif und tief; und das sollte bleiben.

Plötzlich zerbricht ihm alles. Ein Brief war gekommen von seiner Schwester, einige Zeilen nur, und alles scheint zu Ende. Angela ist wieder da in seinen Gedanken, aber so, wie er es sich nie vorgestellt hatte. Und Sophie ...? Er weiß nicht, was er tun soll. Der Dienst geht weiter, er stellt immer höhere Anforderungen, und es fällt verdammt schwer mitzuhalten, wenn man den Kopf voller Sorgen hat. Das Leben zeigt sich grau in grau.

Angela bekommt ein Kind, und dem Soldaten Fred wird der merkwürdige Abschied verständlich. Und er muß schlimme Stunden durchstehen, ehe er sich durchgerungen hat, und seine Genossen werden mit ihm richten, und sie werden ihm helfen, und eine Liebe wird zerbrechen, und immer wird ein bißchen Wehmut in ihm sein. Fred wird noch manchen Fehler begehen, aber dann wird er seinen Platz wieder voll ausfüllen, und auch er wird sein Glück finden.

Heinz Senkbeil hat uns eine sehr schöne und beeindruckende Liebesgeschichte geschrieben. Und bei aller Sympathie und Anerkennung unserer anderen Armeeautoren: Dies ist bislang wohl das reifste und gültigste Buch aus den bewaffneten Kräften. Mit großem Ernst wird das Problem gestaltet, wohlabgewogen sind die Personen, die beiden Mädchen, Fred, die übrigen Genossen; plastisch wird der Dienstbetrieb, und glücklich ist er mit dem Konflikt verwoben.

Und wenn einige Episoden des Soldatenalltags nicht so verdichtet sind, wenn man sich etwas Straffung gewünscht hätte: Heinz Senkbeil darf man zu diesem erfreuenden Buch gratulieren.

Claus



Soldatenhumor aus „Néphadsereg“, Budapest



In einem Panzergrenadier-Bataillon der Bundeswehr in Wetzlar führte eine Theatergruppe ihr erstes Programm auf. Der Titel: „Rabenschwarz!“

Kunst-Wehr

Ein Hauptmann betritt den Probesaal. Nach der Meldung fragt er: „Und was machen Sie dabei, Gefreiter?“ – „Ich spiele in der zweiten Szene einen Politiker der Opposition, Herr Hauptmann!“ – „Aha, Statist also! Und wie heißt das ganze Programm?“

„Rabenschwarz, Herr

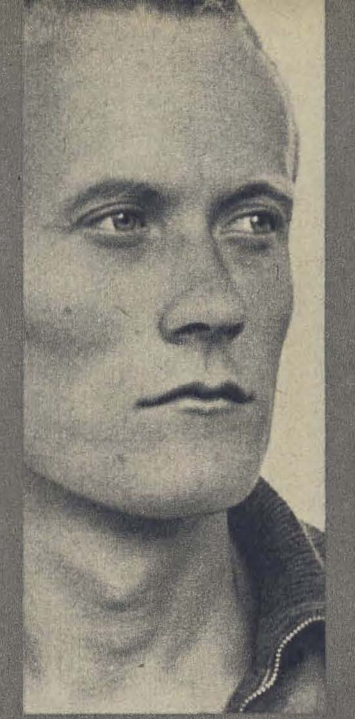


Vignette: Arndt

Hauptmann!“ – „Hoffentlich vergessen Sie darin nicht den Fall ‚rot‘! Wissen Sie überhaupt, was der Fall ‚rot‘ ist, Gefreiter?“ – „Schwarz, weiß ich, ist der Fall ‚rot‘, Herr Hauptmann!“ – „Wie kommen Sie denn auf schwarz-weiß-rot? Obergefreiter, sagen Sie ihm unsere Farben!“ – Schwarz – rot ...“ – „Na, na? Wissen Sie's nicht?“ – „Schwarz-rot ...“ – „Na, gold, Menschenskind!“ – „Nagold dürfen wir im Kabarett aber nicht erwähnen, Herr Hauptmann!“ – „Was? sind Sie wahnsinnig geworden, daß Sie mir dazwischenreden? Was sind Sie denn überhaupt von Beruf?“ – „Zigarettenverkäufer, Herr Hauptmann.“ – „So, und dann kommen Sie hierher?“ – „Ich dachte mir, Herr Hauptmann, daß ich dahingehöre, wo man den Leuten blauen Dunst vormacht!“

OBERMEISTER EBERHARD RESCHWAMM

Geboren: 26. März 1940. Beruf: Maschinenbauer. Klub: ASK Vorwärts Rostock. Größte Erfolge: Internationaler Ungarischer Meister 1963 im Flying-Dutchman, Sieger der Ostseewochenregatta 1961, Gewinner des rumänischen Viktoria-Pokals, Deutscher Meister 1961 und 1963, Sieger der Olympiaausscheidung.



Das Siegerboot der Olympiaausscheidungen im Flying-Dutchman, spaßeshalber auch „Fliegender Holländer" genannt, trug das Zeichen FD–GO 92. Unter ihm segelte sich der 24jährige Eberhard Reschwamm, tatkräftig assistiert von seinem Vorschotmann Dietmar Gedde, klar und allen anderen weit überlegen in das gemeinsame deutsche Tokio-Aufgebot hinein. Als der Rostocker noch ein Schönebecker und Lehrling war, kannte er sich zwar gut im Radsport aus, nicht aber im Segeln. Woher auch? Ja, bis zu seinem Dienstantritt bei der Volksmarine kannte er noch nicht einmal die See. Dafür hatte er schon in den Wolken geschwebt – nicht im Traum, sondern real, in einem GST-Segelflugzeug. Die Tatsache, daß er trotzdem nicht zur Fliegerei kam, gibt diesmal gottlob keinen Anlaß, auf das zuständige Wehrbezirkskommando zu schimpfen. Wäre sonst ein Rennsegler aus ihm geworden? Und dazu noch einer von Weltklasse, der imstande ist, die ebenfalls Weltklasse darstellenden Westdeutschen zu schlagen? Dieser Sieg ist Eberhards schönster bisher, in sportlicher Manier gegen ein unsportliches Kesseltreiben errungen. Der Lohn ist sein Start bei den Olympischen Spielen, wozu wir ihm alles Gute – sprich: Mast- und Spierenbruch! – wünschen.

FREG

Waffenbrüder-Magazin

Den 20. Jahrestag ihrer Volksarmee feiern am 6. Oktober unsere tschechoslowakischen Genossen und am 25. Oktober die Angehörigen der Rumänischen Volksarmee.

Ihnen sowie den polnischen Waffenbrüdern, die am 12. Oktober ihren Jahrestag haben, unseren



42 365 000 Kronen sparten Neuerer und Erfinder der Bereiche Panzerverwaltung und Kfz.-Verwaltung des Ministeriums für Nationale Verteidigung der ČSSR ein. Der finanzielle Nutzen ihrer Verbesserungen beläuft sich allein im vergangenen Jahr auf 9 545 000 Kronen. Das sind 3 Millionen mehr als 1962.

●

Bis in eine Wassertiefe von 60 m steigen Taucher der Polnischen Seekriegsflotte bereits während der Ausbildung hinab. Zu ihrem Repertoire gehören neben diversen Unterwasserarbeiten auch folgende „Geschicklichkeitsübungen": In einem tiefen Becken den leichten Tauchanzug nebst Zubehör ablegen, an der Wasseroberfläche erscheinen, danach unten wieder „ankleiden" und schließlich in kompletter Ausrüstung auftauchen.

●

Gemeinsam mit den Rathenower Einwohnern, schufen sowjetische Soldaten innerhalb des Nationalen Aufbauwerkes allein im ersten Halbjahr 1964 Werte von 471 000 MDN. Außerdem halfen sie in Falkensee beim Bau einer Badeanstalt.





FACHBUCHEREI

„Nur gut, daß alles nach unten fällt." Wie oft kann man dieses geflügelte Wort hören. In der Tat; fiele ein Gegenstand, den wir aus der Hand gleiten lassen, nach oben, oft bekämen wir ihn nicht mehr zurück. Wir sind froh, daß er nach unten fällt, machen uns aber wenig Gedanken um die Ursachen. Wasser fließt nie den Berg hinauf, ein Auto rollt mit abgestelltem Motor nur eine kurze Zeit, den Mond erreichen wir noch immer nicht, weil wir dazu noch leistungsfähigere Raketen usw. brauchen. Diese Dinge sind als selbstverständliche Tatsachen bekannt.

Kennen wir aber immer das „Warum"? Können wir stets eine befriedigende Antwort auf die Fragen, warum das so ist, geben?

Eine Hilfe kann uns der Physik-Zirkel sein. Andere Helfer sind der Vortrag und das Buch. Als letzteren empfehlen wir das im Urania-Verlag erschienene Buch „Physikalische Plaudereien" von Perelman.

Ausgehend von einfachen physikalischen Gesetzen, erläutert der Autor interessante Erscheinungen unserer Umwelt. Die Selbstverständlichkeiten des täglichen Lebens zeigt er in ihren tieferen Zusammenhängen, die wunderlichen Dinge in ihrer natürlichen Entstehung.

Aus der Mechanik, der Wärmelehre, aus Optik und Akustik stammt die Vielzahl der fesselnden Untersuchungen. Der Leser findet nicht nur in der Fülle des Stoffes Anregung zum Nachdenken, sondern gleichzeitig Anleitung zu kleinen Experimenten. „Physikalische Plaudereien" ist gerade für unsere Zirkelarbeit geeignet.

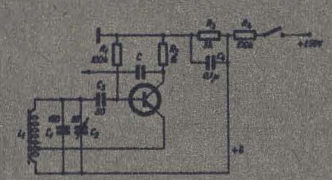
Perelman, „Physikalische Plaudereien", Urania-Verlag 1964, Leinen, 7,80 MDN



Telegrafieüberlagerer für Rundfunkempfänger. Für den Nachrichtensoldaten in der Funkausbildung ist das tägliche Üben wichtig. Dabei kommt es vor allem darauf an, Morsezeichen unter schwierigen Empfangsbedingungen sicher aufzunehmen. Der Kurzwellenbereich eines Rundfunkempfängers liefert dem Übenden kostenfrei solche Sendungen. Nur hat die Sache einen Haken. Rundfunkempfänger sind für den amplitudenmodulierten Empfang von KW-Sendern ausgelegt, aber die weitaus meisten KW-Sender benutzen die tonlose Telegrafie.

Wird eine solche A1-Sendung mit einem Rundfunkempfänger aufgenommen, so ist nach der Demodulation am Empfängerausgang nichts zu hören. Um A1-Sendungen hörbar zu machen, muß die Zwischenfrequenz des Empfängers mit einer erzeugten Frequenz so überlagert werden, daß dabei eine hörbare Tonfrequenz entsteht. Ist die ZF = 468 kHz, so wird eine Frequenz von 467 oder 469 kHz zugeführt, so daß die Tonfrequenz 1 kHz entsteht. Entsprechend der Sendertastung erscheint diese Tonfrequenz am Empfängerausgang, und die Morsezeichen können abgehört werden.

Die zusätzliche Frequenz erzeugt man zweckmäßig mit einem Transistoroszillator (siehe Bild) und führt sie der Demodulationsdiode zu. Mit einem kleinen Drehkondensator macht man den Transistoroszillator abstimmbar (z. B. von 460 bis 475 kHz), damit bequem die Tonhöhe einstellbar ist. Als Spule eignet sich jede HF-Eisenkernspule. Die Windungszahl ist etwa 180 Wdg., 0,15 mm



Schaltung eines Telegrafieüberlagerers für Rundfunkempfänger

∅ CuL-Draht. Die Anzapfung liegt etwa bei 15 bis 20 Wdg. vom unteren Ende aus. Als Transistor eignet sich jeder HF-Typ. Die Kapazität C zur Demodulationsdiode muß ausprobiert werden (5 bis 20 pF). Durch Verändern von R1 kann man die Schwingneigung beeinflussen. Der Transistoroszillator wird auf einem kleinen Pertinaxbrettchen im Rundfunkempfänger eingebaut.

Ing. Schubert



BARRIKADEN für Sprint-Rekorde?

Eine interessante Betrachtung zu den Problemen der Zeitmessung

von Manfred Seifert

ngewöhnlich ist die Erfolgsliste amerikanischer Sprinter. Die Namen der Metcalfe und Owens in den dreißiger Jahren, der Dillard und Morrow, Budd, Norton und Hayes nach dem zweiten Weltkrieg stehen in den Annalen, die von Weltrekorden und Olympiasiegen künden. Wenn in der momentan gültigen Weltrekordliste über 100 m mit Armin Hary und Harry Jerome zwei Nicht-Amerikaner an der Spitze stehen, so ist das für die US-Hegemonie nicht mehr als ein Schönheitsfehler. Ob er zu beseitigen ist? Diese Frage erhebt sich im olympischen Jahr 1964 mehr denn je und drängt nach einer Beantwortung durch die Sprinter selbst. Ohne Prophet zu sein, darf man voraussagen: In Tokio werden die 10,0 sec nicht unterboten und wohl auch kaum erreicht werden!

Im Jahre 1921 lief der Amerikaner Charles Paddock bei einem Sportfest in den Staaten für damalige Verhältnisse großartige 10,2 sec. Die Zeitnehmer trauten ihren Augen nicht, als sie übereinstimmend diese Zeit von den Uhren ablasen. „10,2 sec – für einen Menschen nicht möglich!" lautete ihr Kommentar nach langen Beratungen. Die Zeit wurde als Weltrekord nicht anerkannt, Charles Paddock um seine hervorragende Leistung „betrogen".

War sie real? – In späteren Rennen konnte der Amerikaner niemals mehr 10,2 sec erreichen, obwohl er noch mehrfach ausgezeichnete Sprintzeiten lief. Erst in den dreißiger Jahren revidierte man die Ansicht, daß 10,2 sec menschenunmöglich wären, weil andere Sprinter bis auf eine Zehntelsekunde an diese Leistung herangekommen und Jesse Owens bei den Olympischen Spielen 1936 diese 10,2 sec auch unter der Aufsicht höchster Leichtathletik-Kreise der Welt gelaufen war. 15 Jahre lang lebte man im Zweifel. Wie sich im Verlaufe der Jahrzehnte bestätigte, war es weniger ein Zweifel an der Leistung des Sprinters, als an dem Vermögen der Zeitnehmer, eine gelaufene Zeit exakt wiederzugeben. Charles Paddocks Rekord wurde nicht anerkannt. Man traute den Uhren nicht. Man sprach damit auch den Kampfrichtern ein Mißtrauen aus. Ein Mißtrauen, das bis auf den heutigen Tag bei jedem Rekordlauf, der mit Hand gestoppt wurde, immer wieder auftaucht. Die Exaktheit der Handstoppung ist von zwei Faktoren abhängig:

1. von der Genauigkeit der Uhren;
2. von dem Reaktionsvermögen der Zeitnehmer.

Während man genaugehende Uhren vorbereiten kann und das bei größeren Veranstaltungen voraussetzt, wird die Verzögerung beim Druck der Stoppuhr – gegeben durch den Umschaltprozeß des Menschen von der Wahrnehmung bis zur Ausführung – stets das Problem Nr. 1 bleiben. Der Verdiente Meister des Sports Heinz Birkemeyer erläuterte kürzlich, daß die Differenz zur effektiven Zeit zwischen Startschuß und Zieleinlauf bei 100 m zwischen 0,12 und 0,20 sec betragen kann. Der Schnitt liegt bei 0,15 Sekunden. Tests bei unseren Sprintern ergaben 0,10 bis 0,14 sec bei den Männern und 0,13 bis 0,18 sec bei den Frauen.

Somit ist bewiesen, daß alle bisherigen Rekordläufe mit besseren Zeiten zu Buche stehen, als sie eigentlich erzielt wurden. Die 10,0 sec von Hary und Jerome sind – solange im Sprint nur mit Zehntelsekunden gemessen wird – bestenfalls 10,1 sec wert. Hary und Jerome aber können sich freuen: Man führt sie mit 10,0 sec und wird auch nichts daran ändern.

Seit mehreren Jahren wendet man bei großen Leichtathletik-Veranstaltungen die elektrische Zeitmessung, gekoppelt mit einer Zielfotografie, an. Sie diente bisher lediglich als Kontrollmittel für die Handstoppung und wurde zum Entscheid herangezogen, falls die Zielrichter den Einlauf nicht genau bestimmen konnten. Die Zeiten der Sprinter aber wurden stets von den Uhren abgelesen und dann festgelegt. Jawohl, festgelegt, denn nur in den seltensten Fällen stimmten alle drei Uhren, mit denen ein Läufer gestoppt wurde, auf die Zehntelsekunde überein. Dafür zwei Beispiele: 10,2 – 10,2 – 10,3 ergaben offizielle 10,2 sec; 10,1 – 10,2 – 10,3 ebenfalls 10,2 sec.

Während man in anderen Sportarten wie im Bahnradsport oder im Rudern heilfroh war, daß die elektrische Zeitmessung entwickelt wurde, haben sich die Leichtathletik-Gewaltigen viele Jahre dem technischen Fortschritt verschlossen. Unser rekordfreudiges und nicht selten auch rekordsüchtiges Zeitalter trieb die Bestzeiten tiefer und tiefer. Die Konsequenz aus dieser Inkonsequenz aber ist nun, daß man wahrschein-



lich noch lange auf elektronisch bestätigte neue Rekorde warten muß.

Bei den Olympischen Sommerspielen in Tokio wird laut Beschluß der Internationalen Leichtathletik-Föderation (IAAF) die elektrische Zeitmessung erstmals als offiziell gelten. So darf man von Tokio gerade im Sprint wohl keine Fabelzeiten und Rekorde erwarten. Das Thema ist damit aber keinesfalls abgeschlossen. Vielmehr steht es aktueller denn je auf der Tagesordnung, denn nun werden die Zeiten nicht mehr miteinander vergleichbar sein. Viele nationale Verbände beschäftigten sich bereits mit diesem Problem. Noch lehnen sie die alleinige Anerkennung der elektrisch gestoppten Zeiten ab – nicht zuletzt, weil die Anschaffung einer elektrischen Zeitmeßanlage finanziell für viele nicht tragbar ist.

In den Kreisen der IAAF, die für die offizielle Einführung der elektrischen Zeitmessung verantwortlich sind, scheint man sich nicht wohl zu fühlen. Man ließ die Apparate so konstruieren, daß die Zeitmessung erst 0,05 Sekunden nach dem Startschuß einsetzt. Damit soll sich – so verlautet – die Zeitmessung der Reaktionszeit anpassen, in Wirklichkeit aber wohl der bisherige große „Betrug", hervorgerufen durch den langsamen Umschaltprozeß des Menschen, in einen „kleinen Betrug" gemildert werden. Heinz Birkemeyer schlußfolgert angesichts dieses Reaktionsvorteils von 0,05 Sekunden, daß „die Reaktion des Läufers zum eigentlichen Lauf" gehört. Das trifft natürlich den Kern. Das Beispiel aber beweist, wie schwer es fällt, sich zu einer echten Konsequenz durchzuringen, zu einer Wahrheit, die der technische Fortschritt und seine exakten Werte nun einmal fordern. Mit dem Festhalten an der Zehntelsekunden-Messung ist ein weiteres Beispiel gegeben, obwohl gerade der Sprint zur Zeitnahme nach Hundertstelsekunden drängt und die elektrischen Uhren sie auch anzeigen.

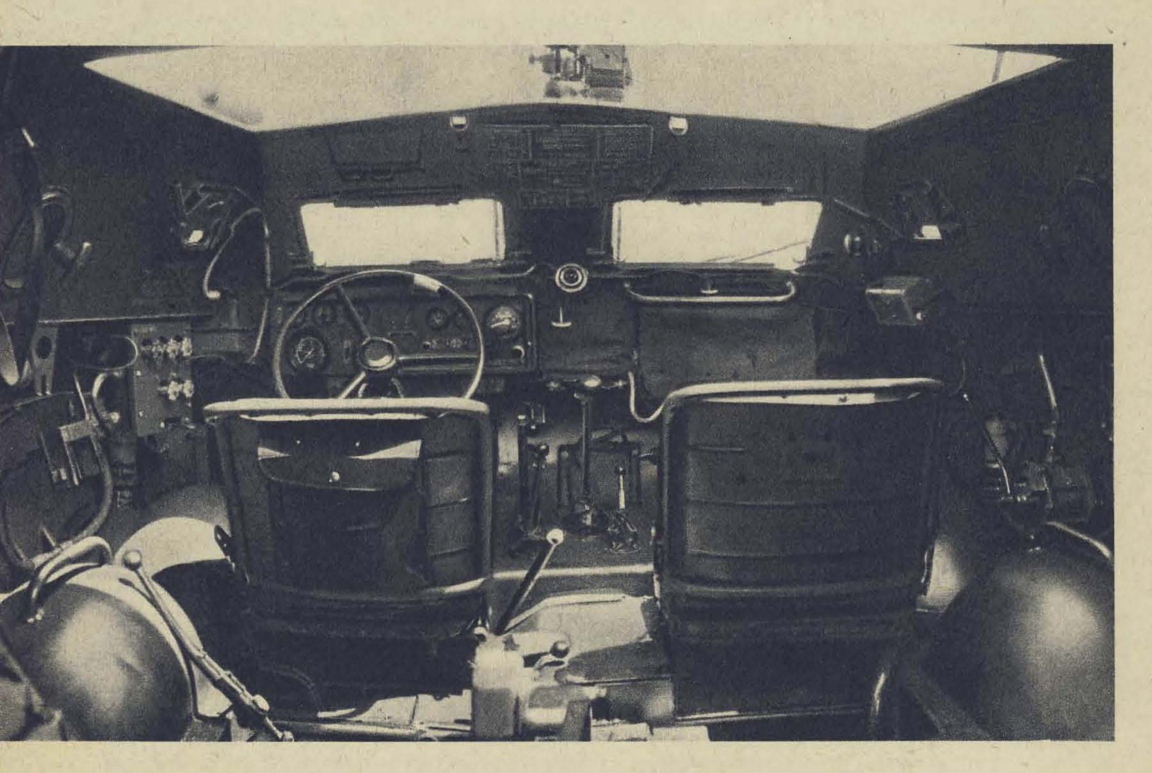
Der technische Fortschritt brachte dem Sport insgesamt viel Gewinn. Mit leichteren Schlauchreifen fuhren die Radsportler schneller, mit Plastikbooten erzielten Segler höhere Geschwindigkeiten, mit dem Glasfiberstab wurden fünf Meter und mehr bezwungen. Es ging höher, schneller und weiter. Die elektrische Zeitmessung dürfte – soviel steht heute schon fest – für die Entwicklung von Rekorden zunächst einen Rückschritt bringen. Aber das wird nur ein subjektiver Rückschritt sein, denn man wird nun besser und exakter, leichter, ohne Komplikationen und mögliche Proteste die Zeiten messen können. Die Elektronik wird keinen Sprinter mehr betrügen, sondern seine Zeit auf die Hundertstelsekunde genau sagen können. Und das ist ohne Zweifel ein sehr, sehr großer Fortschritt.

ZWEI ACHSEN
aber acht Räder

Obwohl es vor gut dreißig Jahren nicht an Versuchen fehlte, gepanzerte Fahrzeuge schwimmfähig zu machen, obwohl diese Versuche auch zum Teil erfolgreich verliefen, so hätte ein Bild wie das nebenstehende doch beträchtliches Aufsehen erregt. Ein Panzerwagen im Wasser, schwimmend! Eine Sensation, eine Geheimwaffe. Heute ist ein Schwimmfahrzeug einfach zur Selbstverständlichkeit geworden. Es ist militärisches Allgemeingut und aus dem Fahrzeugpark einer modernen Armee nicht wegzudenken.

Flußläufe und Seenplatten, einst Hindernisse, die das Manöver und die Bewegung der Truppen stark behinderten, haben viel an Bedeutung verloren. Wasserhindernisse ohne Halt zu überwinden, die Möglichkeit, Truppen und Material rasch überzusetzen, ist dank der Schwimmfahrzeuge zur Realität geworden. In Gestalt der stählernen Amphibien wurde den Armeen das ideale Mittel in die Hand gegeben, das Hindernis Wasser leicht zu bezwingen.

Die sozialistischen Armeen verfügen über eine ganze Anzahl leichter, mittlerer und schwerer Schwimmwagen für Transportzwecke sowie über



Blick in den Fahrerraum. Eine ganze Anzahl von Bedienungseinrichtungen, Kontrollmeß- und Beobachtungsgeräten gehört zur Ausstattung.



verschiedene Typen schwimmfähiger Schützenpanzerwagen. Letztere nehmen an der Seite der Schwimmpanzer direkt am Kampfgeschehen teil. Einer unter ihnen ist der Vierrad-SPW 40 P, ein leichtes, allseitig gepanzertes Aufklärungsfahrzeug mit allen Attributen eines modernen SPW – schnell, wendig, robust, mit großem Aktionsradius, auf dem Lande sehr geländegängig, im Wasser „zu Hause".

Um Geländehindernisse wie Gräben, Trichter, Bodenspalten u. a. schnell überwinden zu können, haben ihm die Konstrukteure zwei Paar Zusatzräder mit Geländezusatz-Antrieb gegeben. Diese Räderpaare werden vom Fahrer bei Bedarf mechanisch-hydraulisch gesenkt bzw. eingezogen. Damit ist der SPW 40 P in der Lage – trotz seiner Kürze – allgemein für Vierradfahrzeuge unüberwindliche Geländehindernisse zu nehmen. Im Wasser verleiht ihm der Wasserstrahlantrieb die erforderliche Geschwindigkeit für die Vorwärts- und Rückwärtsfahrt.

Seine Panzerung ist kugel- und splittersicher, Motoren-, Fahrer- und Kampfraum allseitig gepanzert und hermetisch abgedichtet.

Funkgerät sowie eine Druckregelanlage für die Reifen sind ebenso selbstverständlich wie die gute MG-Bewaffnung und die hohen Leistungsdaten.

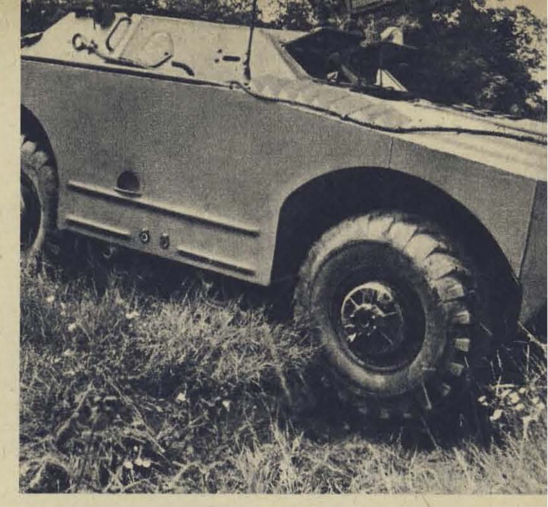
MOTOR:
4-Takt-Otto, wassergekühlt mit Druckumlauf- und Schleuderschmierung. Max. Leistung 90 PS bei 3400 U/min.

KRAFTUBERTRAGUNG:
Kupplung – Einscheiben trocken mit Schwingungsdämpfer.

WECHSELGETRIEBE:
Stufengetriebe mit vier Vorwärtsgängen und einem Rückwärtsgang, Getriebe für Wasserstrahlantrieb.

VERTEILERGETRIEBE:
Stufengetriebe mit Straßen- und Geländegang und Getriebe für Zusatzräder.

BEREIFUNG:
Niederdruckreifen, Luftdruck normal 3 kp/cm².



Uberwinden eines Grabens. Die Vorderräder schweben frei über der Böschung, das Fahrzeug rollt auf den Zusatz- und den Hinterrädern.



Die Vorderräder haben Boden gefaßt, jetzt hängen die Zusatzräder in der Luft. Gleich werden auch sie fassen . . . Dann bewegt sich der SPW mit ihrer Hilfe und den Vorderrädern vorwärts, bis auch das hintere Räderpaar Boden gefaßt hat.



Ein Wunder der Technik – einer der ersten sowjetischen Schwimm-SPW aus dem Jahre 1936. Dieses Fahrzeug ähnelte in seiner Form noch stark dem Boot.





m 25. Oktober feiern die rumänische Bevölkerung und ihre bewaffneten Organe den „Tag der Volksarmee". An diesem Tag im Jahre 1944 eroberten rumänische und sowjetische Truppen gemeinsam die Städte Satu-Mare und Careü und befreiten damit das Land vollständig von den faschistischen Eindringlingen.

Rumänien war gegen den Willen des Volkes in den Krieg hineingezogen worden. Am 12. April 1944 hatte die reaktionäre Antonescu-Regierung die Aufforderung der Sowjetregierung abgelehnt, die Beziehungen zu Hitler-Deutschland abzubrechen und sich am Kampf gegen die in Rumänien stationierten Wehrmachtsteile zu beteiligen. Als dann die Sowjetarmee vom 20. bis 27. August im Raum Iasi-Kischinjow starke feindliche Gruppierungen zerschlagen hatte, entstanden für die demokratischen Kräfte Rumäniens unter der Führung der Kommunistischen Partei günstige Bedingungen, die Diktatur Antonescus zu beseitigen. Schon im Frühjahr hatte das Zentralkomitee der KP Rumäniens patriotisch gesinnte Offiziere und Generale aus dem Generalstab und aus dem Stab des Bukarester Militärbezirks hinzugezogen und ein revolutionäres Kriegskomitee geschaffen, das mit Hilfe illegaler Kampfgruppen und Abteilungen der Arbeitergarde sowie Angehörigen der meisten Truppenteile der Bukarester Garnison den vom Zentralkomitee ausgearbeiteten Aufstandsplan verwirklichen sollte. Der Sieg von Iasi-Kischinjow war das Signal. Am 23. August nahmen Abteilungen der Arbeitergarde und Truppenteile der Bukarester Garnison die wichtigsten Objekte der Hauptstadt ein. Antonescu und seine Minister wurden verhaftet und eine neue Regierung gebildet, die am 24. August Rumäniens Ausscheiden aus dem Krieg auf der Seite Deutschlands bekanntgab und ihm am 25. August den Krieg erklärte. Dieser 23. August, der Tag des Beginns des bewaffneten Aufstandes in Bukarest, wird seither als Nationalfeiertag des rumänischen Volkes begangen. Die Hitler-Regierung gab dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Südukraine Weisung, die neue rumänische Regierung zu verhaften und eine Gegenregierung zu bilden. Der Widerstand der rumänischen Truppen und der rasche Vormarsch der 2. sowjetischen Ukrainischen Front auf die rumänische Hauptstadt vereitelten diesen Plan.

Der erste rumänische Verband, der an der Seite der sowjetischen Truppen den Kampf gegen die faschistischen Eindringlinge aufnahm, war die am 2. Oktober 1943 in der UdSSR aus rumänischen Kriegsgefangenen gebildete Freiwilligendivision „Tudor Vladimirescu". In der Folgezeit beteiligten sich insgesamt 22 rumänische Divisionen bzw. 350 000 Soldaten und Offiziere am Kampf um die Befreiung ihrer Heimat von den faschistischen Truppen.

Durchhalten, Jungs!

Der Abend dämmerte bereits, da durchbrach ein Schrei die lastende Stille: „Da kommen sie!" Aller Augen starrten auf die Arader Chaussee. Wie riesige Schildkröten krochen die Panzer heran. Ab und an hielten sie inne, bedrohlich schwenkten die Rohre nach links und rechts ein, als wollten sie jeden Quadratmeter des Geländes abtasten; jederzeit bereit, bei verdächtigen Anzeichen Tod und Verderben auszuspeien.

Die Nerven der Unteroffiziersschüler in den Schützengräben hinter der Panzerfalle waren zum Zerreißen gespannt. „Los Jungs", ließ sich da die ruhige Stimme Oberst Vlădoianus vernehmen, „und habt keine Angst! Handgranaten und Brandflaschen bereithalten! Sobald die Panzer am Graben stehenbleiben, müßt ihr die Türme eindecken." Puntaru hörte die ermutigenden Worte des Obersten nicht. Er blickte entsetzt auf die jetzt unentwegt heranahenden Stahlkolosse. Sein Kopf dröhnte vom lauten Getucker der Motoren, und das Knirschen der Ketten klang ihm in den Ohren wie eine Knochenmühle, die seine eigenen Glieder zerrieb. Die Erde um ihn her erzitterte. Da plötzlich erblickte er hinter und zwischen den Panzern die Sturmgeschütze und die Reihen der Schützen. „Die gehören mir", durchzuckte es ihn, und er versuchte, die Angreifer im Visier des MG zu erfassen. Mit angehaltenem Atem wartete er auf den günstigsten Augenblick, da er das Feuer eröffnen konnte. Da – der Spitzenpanzer riß das Stacheldrahtverhau auf und rutschte in einer Staubwolke ein Stück in den Panzergraben. Für Sekunden blieb er so hängen. Der Motor heulte grauenhaft auf, die Ketten rissen Erde und Gesteinsbrocken los und schleuderten



sie nach hinten, dann kippte der Panzer etwas auf die Seite, sackte noch tiefer und blieb in dieser Lage stecken. Seine Kanone und das MG spien Feuer, aber sie schossen ziellos seitlich nach oben. „Drauf! Auf ihn, Jungs!" schrie Oberst Vlădoianu, und im gleichen Moment sprang der Kommandeur der Unteroffiziersschule aus dem Schützengraben und schleuderte als erster zwei geballte Ladungen auf den Panzer. Das war das Signal für die anderen. Unzählige Handgranaten gingen auf ihn nieder. Eine Stichflamme lohte empor, so daß der Panzer wie eine Fackel grell gegen den dunklen Horizont abstach. Dann erschütterte eine dumpfe Detonation die Erde. Einige Sekunden lang sah und hörte Puntaru nichst mehr. Der Graben dreht sich mit ihm im Kreise, und er hatte den Eindruck, als sei er in die Luft gesprengt worden. Wie von weit her hörte er ein Schreien: „Hurra, hurra! Die Panzer kommen nicht durch!" Da erfüllte ihn tiefe Scham. Er hatte Angst gehabt, vor Furcht hatte er die Augen geschlossen, und nun fand er sich nicht zurecht. „Feuer, Puntaru! Was zum Teufel glotzt du drein?!" schrie ihn der Oberst an, riß ihm das MG aus der Hand und fing an damit zu schießen.

Im Augenblick begannen auch die MGs aus den Weinbergen das Gelände hinter dem Panzergraben zu bestreichen, und der Geschoßhagel bildete einen Vorhang aus Stahl und Tod vor den Faschisten. „So mußt du schießen, Puntaru, kurze Stöße, los, fang schon an, daß uns keiner von denen durchkommt", sagte der Oberst und reichte ihm das MG zurück.

Aber als wären sie jetzt dahintergekommen, daß die Rumänen vor ihnen waren, überwanden nun die Faschisten ihre Kopflosigkeit. Die ersten gezielten Salven stoben aus den Sturmgeschützen über die Schützengräben. Einige Schüler der Unteroffiziersschule starrten immer noch auf den brennenden Panzer, als ob damit der Kampf schon entschieden wäre. Glühende Splitter zerschnitten surrend die Luft und mähten Leben hinweg. Wieder schloß Puntaru die Augen. Er wollte nicht mehr die von den Splittern getroffenen Körper sehen. Da hörte er einige Befehle. Das Gedröhn nahm zu. Er öffnete die Augen wieder. Zwei Panzer versuchten den Panzergraben zu überwinden. Da begann auch die eigene Pak ihr Feuer zu eröffnen. Puntaru blickte erstaunt auf die Geschosse, die von der Stahlpanzerung der Kolosse abprallten und in der Luft mit dumpfem Knall zersprangen als verlachten sie das Feuer der Geschütze. Die beiden Panzer hatten jetzt das Hindernis überwunden und rollten auf den Schützengraben zu. „Auf sie! Jungs!" brüllte der Oberst erneut, der schon wieder in der vordersten Reihe war. Ein Granathagel ging auf die Panzer nieder. Einige von den Jungens fielen, von den MG-Stößen niedergemäht, die aus den brennenden Panzern kamen. Die Faschisten verstärkten die Kanonade. Das Maroschtal war voller Staub und Rauch. Beißende, schweflige Schwaden lagen dicht über der Erde. Die Unteroffiziersschüler kauerten in den Gräben, betäubt vom Gedröhn der Explosionen. Puntaru fühlte im Munde einen bitteren Geschmack, und zwischen den Zähnen fühlte er Sandkörnchen. Eben war die Sonne untergegangen. Das Feuer aber nahm an Heftigkeit zu. Eine Flut von Granaten und Geschossen ging auf die rumänischen Linien herab.



Illustration: Rudolf Grapentin

Von Graben zu Graben springend, war der Oberst überall. Wie ein Phantom schlich er sich zwischen den Explosionen hindurch und schrie immer wieder: „Haltet durch, Jungs! Noch eine halbe Stunde, und der Sieg ist unser.“ Plötzlich spürte er einen Schlag in der linken Wade, dann ein Brennen. Er wurde bewußtlos. Er kam gerade in dem Augenblick zu sich, als eine Infanteriekompanie der Faschisten, unter dem Schutz der eigenen Artillerie, über den Panzergraben vorzudringen versuchte. Der Oberst vernahm deutlich die Befehle in deutscher und ungarischer Sprache und sah die Faschisten deutlich vor sich. „In wenigen Minuten hört der Beschuß der Artillerie auf, und der Angriff beginnt!“ dachte der Oberst. Ein stechender Schmerz im Bein ließ ihn zusammenzucken. „Das fehlte noch, ich bin verwundet!“ stellte er ohne Aufregung fest. Er nahm das Verbandszeug und verband die Wunde. Er versuchte das Bein zu bewegen. Es gelang nicht, es hing wie ein Klotz. Voller Sorge blickte er um sich. Wie werden sich denn die Jungens jetzt verhalten? Da warf sich Puntaru mit einem Satz neben ihn hin. „Sind Sie verwundet, Herr Oberst? Mich schickt Leutnant Vidroiu, damit ich an Ihrer Seite bleibe. Dabei stellte er sein MG neben dem Oberst auf.

„Ein Kratzer, da hat einer seine Kugel an mir versucht!“ „Was soll nun werden, Herr Oberst?“ „Das hängt von euch ab! Schändliche Flucht oder wir halten die Stellung, bis die Sowjettruppen hier sind“, sagte der Oberst, indes er alle Bewegungen der Faschisten verfolgte. Er sah, wie die feindlichen Infanteristen sich zum Sprung in den vorderen rumänischen Graben vorbereiteten, und da donnerte der Oberst: „Raus aus den Gräben, Jungs! Greift zum Bajonett! Vorwärts, hurra!“
„Hurra, hurra!“ brach es aus den Kehlen der Schüler, während sie aus den Schützengräben stiegen.
Die Bajonette blitzten auf und brachten den Tod. Die Granaten krepierten. Das ganze Bataillon raste in einem einzigen vernichtenden Wirbel auf die Faschisten zu, die sich jetzt verzweifelt verteidigten. Mit letzter Willensanstrengung versuchte der Oberst aus dem Graben zu springen und an dem Kampf teilzunehmen. Aber sowohl sein verletztes Bein als auch Puntarus Arme zogen ihn zurück.
„Lassen Sie das sein, Herr Oberst“, sagte Puntaru, der inzwischen sein Gleichgewicht wieder gefunden hatte und einen neuen Gurt in sein MG einzog. „Wir werden auch ohne Sie ihrer Herr. Sehen Sie nur, wie die Hitlers hinweggemäht werden ...“ Tatsächlich wurden die Faschisten wieder zurückgeschlagen.

Sieben Tage lang dauerte dieser ungleiche Kampf. Sieben Tage lang versuchten die Faschisten immer wieder, den Durchgang durch das Defilee zu erzwingen. Die Jungens waren erschöpft. Sie hielten sich nur noch mit Mühe aufrecht. Die letzten Reserven, Schüler des ersten Jahres, waren aufgebraucht. Neue Reserven gab es nicht, und mit einem Ersatz war nicht mehr zu rechnen. Die sieben schweren Kampftage hatten ihre Reihen empfindlich gelichtet. Ein Viertel der gesamten Schulbelegschaft aus Radna war gefallen. „Nur noch heute“, ermunterte der Oberst seine Leute. „Morgen ist die Sowjetarmee hier und wird die Faschisten in die Flucht schlagen!“ Er ging von Graben zu Graben.

Als er bei Puntaru anlangte, entfesselten die Faschisten gerade wieder ein vernichtendes Feuer. Sie schossen mit allen ihren Waffen. Die Luft kochte. Es war eine erstickende Hitze. Die Schützen hatten ihre Hemden ausgezogen. Viermal schon waren die Faschisten bis zu den ersten Linien der Rumänen gedrungen, und viermal warfen die Jungs sie mit dem blanken Bajonett im Kampf Mann gegen Mann zurück. Oberst Vlădoianu, voller Blut, Ruß und Erde. blickte voller Zorn und Erbitterung um sich. Die Erde war ringsum blutgetränkt. Die Toten hielten noch krampfhaft ihre Gewehre, und die Verletzten schleppten sich stöhnend, Blutspuren hinterlassend, zu den Unterkünften. Sie ließen da ihre Wunden verbinden und kehrten mit letzter Kraft in den Kampf zurück. Vlădoianu sah das Ende nahen. Zwar hatte man ihm mitgeteilt, daß Einheiten der sowjetischen Armee hier angreifen werden und daß er mit ihnen Verbindung aufnehmen solle. Wird er aber so lange noch durchhalten? stellte er sich die bange Frage. Einem erneuten Angriff der Faschisten werden seine Leute wohl kaum standhalten, zumal die feindliche Artillerie erneut ihr Feuer verstärkt.

Plötzlich vernahm man ein Dröhnen, als spalte sich der Himmel. Riesige Rauch- und Flammenzungen zogen in hohem Bogen über die rumänischen Linien hinweg und ergossen sich über die Faschisten. Was war das? Woher kam denn dies Unheil, das sich jetzt vernichtend über die Feinde ergoß? Was mögen das für Waffen sein? Die faschistische Artillerie schwieg. Tödliche Stille umfing die feindlichen Linien. Da hörte man Vlădoianus Stimme: „Das sind die Katjuschas, Jungs! Die Katjuschas! Hurra! Sieg! Die sowjetische Armee ist da!" Puntaru wollte aus dem Graben springen. Es gelang ihm nicht. Sein linker Fuß war gelähmt. Vlădoianu faßte nach seiner Hand und zog ihn hoch. „Verwundet?" fragte er ihn. Puntaru spürte keinen Schmerz. Eine unbändige Freude hatte ihn erfaßt. Er brach in Tränen aus. „Da hat einer seine Kugeln an mir versucht, Herr Oberst", sagte er und blickte zu dem überaus blauen Himmel und wunderte sich, daß es bei klarem Himmel donnerte. Aus allen Rohren feuernd, gingen die sowjetischen Panzer auf der Chaussee vor. Hinter ihnen folgten endlose Kolonnen gepanzerter Mannschaftswagen mit roten Fähnchen. Auf den Panzern und auf den Wagen sitzend, riefen die verstaubten Soldaten, während sie ihre MPis in der Luft schwenkten: „Hej, rebjata! Gdje njemzy? Brava rebjata!" Die Unteroffiziersschüler kletterten auf die Panzer, auf die LKWs und auf die Sturmgeschütze. Oberst Vlădoianu stand am Straßenrand, als die sowjetischen Einheiten in Arad einzogen und von der begeisterten Menge mit Hurrarufen und zahllosen Blumensträußen empfangen wurden. Heiße Wellen eines übermächtigen Gefühls durchzogen seinen kampfgestählten Körper und vertrieben alle Müdigkeit. Und er dachte mit Wehmut an Puntaru, an Filimon und an alle die anderen, die nicht mehr die Hurrarufe der Menge, die Freude der befreiten Menschen erleben konnten.

(Fortsetzung von Seite 24)

„Ich muß Ihnen noch etwas sagen", meint er schließlich verlegen. „Das Fahrrad habe ich vorhin auch gefunden – und zwar auf einem Feldweg, wo gegen dreiundzwanzig Uhr einsam ein Motorrad gestanden hatte. Hier ist die Nummer."

Es dauert nur Minuten, dann haben die Kriminalisten ermittelt: Das einsame Motorrad gehört Egon Fränkel.

„Egon, Herbert, Klaus. Ihr sollt mal gleich zur Bauleitung kommen." Da sind welche von der VK!" schreit einer durch die Baracke. „Jetzt ist Feierabend!" knurrt der Baggerführer Egon Fränkel, setzt aber dann doch die Stiefel, die er gerade anziehen wollte, vor den Spind und geht hemdsärmelig, mit Turnschuhen an den Füßen, zur Bauleitung.

Kollegen, wir wollen einen Unfall klären", sagt Leutnant Siebert mit harmloser Miene. „Sie sind alle Kraftfahrzeugbesitzer, und wir bitten um Ihre Mitarbeit. Sagen Sie uns bitte, ob und wo Sie mit Ihren Fahrzeugen in der letzten Nacht unterwegs waren."

Fränkel stutzt. Argwohn wird in ihm wach.

„Ich konnte gar nicht fahren – mein Motorrad war nämlich weg", sagte er deshalb.

„Was denn, gestohlen? Und Sie haben das nicht angezeigt?"

„Na ja, es war schon spät – und morgens war's ja wieder da. Das waren sicher die Bengels aus der Nachbarschaft ..."

„Wir werden das nachprüfen müssen!"

„Ja, ja", meint Egon Fränkel kaltschnäuzig, „braten Sie den Burschen mal anständig eins über!"

Als er in die Baracke zurückkehrt, sind die Kollegen schon fort. Eilig greift er nun nach seinen Stiefeln, da taucht plötzlich ein Mann am offenen Fenster auf.

„Passen Sie auf", meint er, „man hat Ihnen die Stiefel vertauscht."

„Quatsch!" brummt Fränkel. „Ich kenne doch meine Stiefel. Was wollen Sie eigentlich?" Behende schwingt sich Leutnant Engelhard durch die Fensteröffnung. Zugleich tauchen im Türrahmen zwei uniformierte Volkspolizisten auf. „So, na dann müssen auch Sie diesen wunderschönen Abdruck hinterlassen haben", erklärt Engelhard gelassen und hält dem Baggerführer eine Fotografie unter die Nase, „in einer fremden Wohnung – soll ich Ihnen sagen wann und wo?"

„Sie haben mich reingelegt", schreit Fränkel erbost. „Jawohl, ich bin eingestiegen – einmal! Mehr können Sie mir nicht beweisen!"

Engelhard lächelt.

„Vergessen Sie nicht, daß Ihr Einbruchswerkzeug überall die gleichen Spuren hinterließ", bemerkte er wie nebenbei. „Glauben Sie mir, daß wir es finden? Ist es vielleicht in diesem Rucksack?" Erbleichend nickt Fränkel. Er weiß jetzt, daß er verspielt hat; begreift plötzlich, daß es sich letzten Endes nicht lohnte, für kurze Zeit in Bars und teuren Lokalen auf Kosten anderer den „großen Mann" zu markieren.

(Die Handlung wurde nach Tatsachen frei gestaltet. Die Personennamen sind erfunden.)

Nachmachen!



Jo, der sonst gut
um die Klippen schifft,
prüft hier mit Mut
Lolas Lippenstift.

Paradiesschön
ist das Wetter, Mann!
Sie hat — wir seh'n —
mehr als Blätter an.



Sonnig und froh
fing die Sache an:
Urlaub hat Jo —
Lo, da lache man!

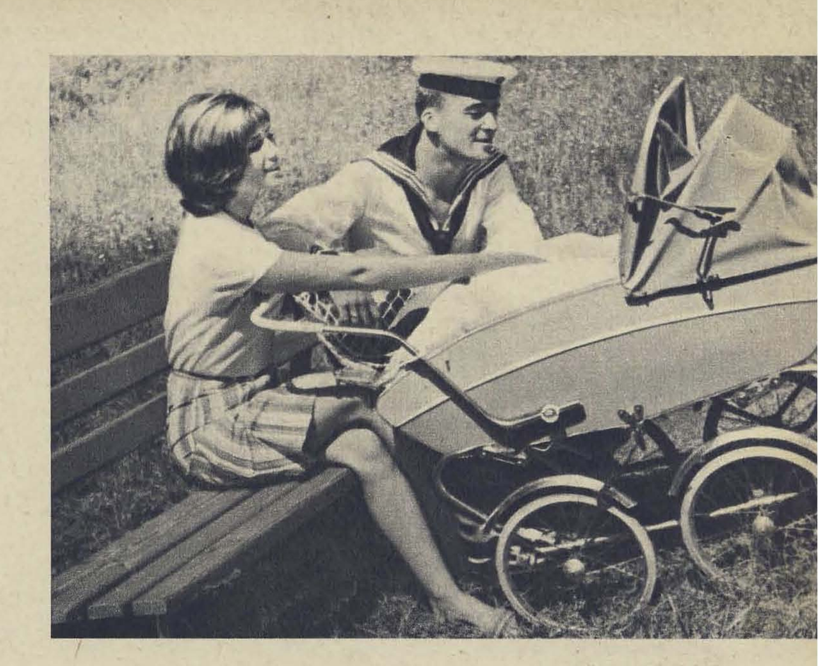
Seht, daß bei Jo
keine Träne steigt,
wenn ihm auch Lo
mal die Zähne zeigt.

Jo, dem es rein
nur um Witze geht,
zeigt hier, wie fein
Lo die Mütze steht.



Nach





machen!

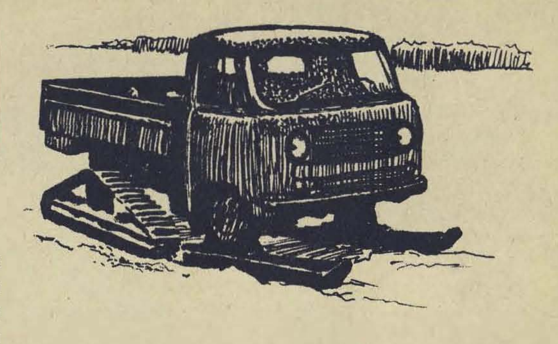


Das ging geschwind!
Aber Leute, nein!
Kann denn das Kind
schon von heute sein?

Glaubt nur, daß das
kein Theater ist —
weil Jo ein As
und l ä n g s t Vater ist.

Helmut Stöhr

MILITÄRTECHNISCHE Umschau



Gelände-Dreirad

Die belgische Armee erprobte ein leichtes Transportmittel zur Personenbeförderung – ein sogenanntes Gelände-Dreirad. Das Gefährt hat hinten zwei breite Räder mit Niederdruckreifen und vorn das gelenkte Rad. Angetrieben wird es von einem Zweitakt-Einzylindermotor. Auf dem Fahrzeug finden vier Mann Platz. Sie sitzen nebeneinander.

Kfz. auf Schiern

Einen leichten LKW, der besonders für den Einsatz in polaren Gebieten bestimmt ist, konstruierten die Ingenieure der sowjetischen Automobilindustrie. Der UAS 451 C, wie seine Bezeichnung lautet, ist ein Halbkettenfahrzeug mit einer Masse von 1,8 t, das 47 km/h Geschwindigkeit erreicht. Die Vorderräder sind mit lenkbaren Schiern versehen.

Kunststoffe im Waffenbau

In letzter Zeit häufen sich die Meldungen über die Anwendung von Kunststoffen in der Waffentechnik. Die ungarische Militärzeitung „Néphadsereg" schrieb, daß für die Handfeuerwaffen (MPi – MG) von ungarischen Fachleuten Kolben aus Plasten entwickelt wurden.

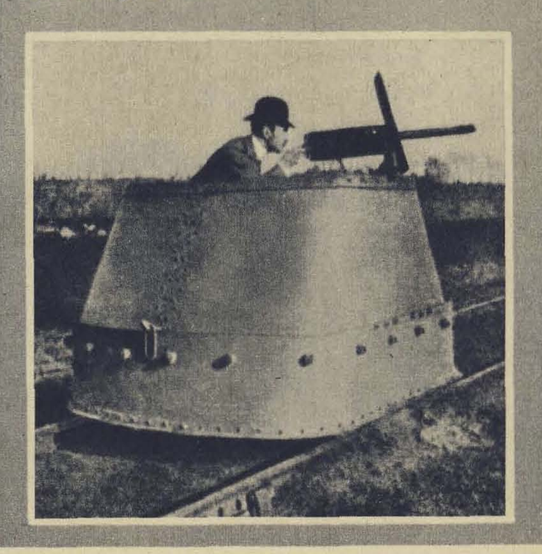


Kriegsautomobil auf Schienen

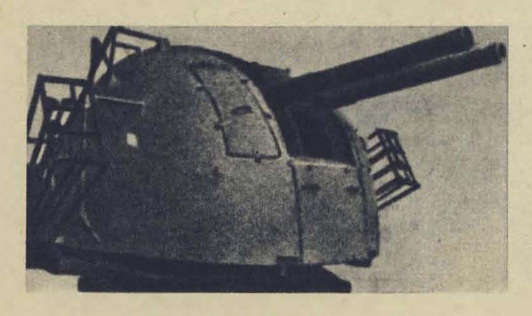
Die Zeit der Jahrhundertwende kannte viele Konstrukteure, die sich mit der Erfindung von Waffen und Kriegsgerät befaßten. Von Daimler wissen wir, daß er einen Panzerwagen mit Allradantrieb vorführte, der Kriegsaeroplan entstand, das Maschinengewehr erfuhr mehr und mehr Verbesserungen.

Eine Erfindung besonderer Art war das Kriegsautomobil auf Schienen, über das in der Plauer Zeitung vom 17. August 1901 folgendes zu lesen war:

„Es ist wahrscheinlich, daß das Automobil in einem Zukunftskrieg eine ebenso wichtige Rolle spielen wird wie der Feldtelegraph, die Feldbahn, der Luftballon oder das Fahrrad. Der Engländer F. R. Simms, den schon seit längerer Zeit das Problem eines Kriegsautomobils beschäftigt, hat jetzt ein Fahrzeug herstellen lassen, das in seinem Prinzip als kriegstüchtig gelten darf. Es ist, wie unsere Abbildung zeigt, ein auf Schienen laufendes, gepanzertes Fahrzeug, das mit einem kleinen Maximgeschütz ausgerüstet ist. Für die Stabilität des Fahrzeugs sorgt die günstige Lage des Schwerpunkts, denn alle Teile der Maschinerie sind sehr tief, d. h. 60 cm von der Erde entfernt gelagert. Ein Mantel aus Bessemerstahl umschließt das ganze Vehikel und macht es unverletzbar gegen Gewehrschüsse. Die ganze Last ruht auf Spiralfedern, die den Zweck haben, etwaige Erschütterungen zu verhindern. Der Antrieb erfolgt durch einen siebenpferdigen wassergekühlten Benzinmotor mit magnetelektrischer Zündung nach dem System Simms. Das Automobil kann man mit drei verschiedenen Schnelligkeiten laufen lassen, deren größte 30 englische Meilen in der Stunde beträgt. Die Dimensionen des Vehikels sind: 7 Fuß lang, 5 Fuß 6 Zoll breit und 4 Fuß hoch. Das Totalgewicht einschließlich der Armatur beträgt 1400 Kilogramm."



In den USA erprobt man seit längerer Zeit Panzerhemden aus Plaste. Diese modernen „Rüstungen" bestehen aus einem zwölfschichtigen Gewebe, das mit Kunstharz getränkt ist. Sie sind kugel- und splittersicher.
Inwieweit sich Panzerkuppeln (siehe Abbildung) aus Kunststoffen durchsetzen werden, muß der Zeit überlassen bleiben. Amerikanische Experten sagen ihnen eine große Zukunft voraus.
Der GI mit seiner Kunststoff-Maske und dem gewiß nicht bequemen Schutzanzug sieht allerdings einem Popanz ähnlicher als einem Soldaten.





Tauch-Rettungsanzug



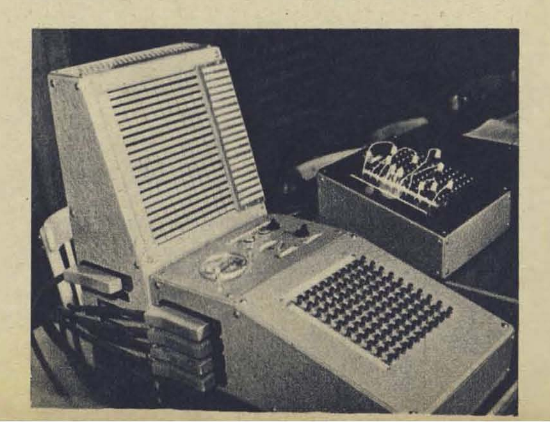
In England sind Versuche unternommen worden, mit einem Tauch-Rettungsanzug aus gesunkenen U-Booten auszusteigen. Der Anzug ist so beschaffen, daß er hohen Wasserdruck aushält. Die Versuche erfolgten in einer Tiefe von 80 Metern. Dieser Rettungsanzug, der den Körper des Trägers hermetisch umschließt, besitzt neben seinen speziellen Eigenschaften (druckfest, kälteisolierend u. a.) den Vorteil, daß sein Träger sich mit Hilfe einer automatisch aufblasbaren Schwimmweste über Wasser halten kann.

Sprit in Säcken

Im VEB Gummikombinat Thüringen in Waltershausen ist die Entwicklung flexibler Polyamid-Behälter für Benzin, nicht oxydierende Säuren und Trinkwasser abgeschlossen worden. Die Behälter sind sackförmig, in leerem Zustand zusammenklappbar und haben ein Fassungsvermögen von 250 bis 4600 Litern. Die größten haben eine Masse von nur 73 kg.

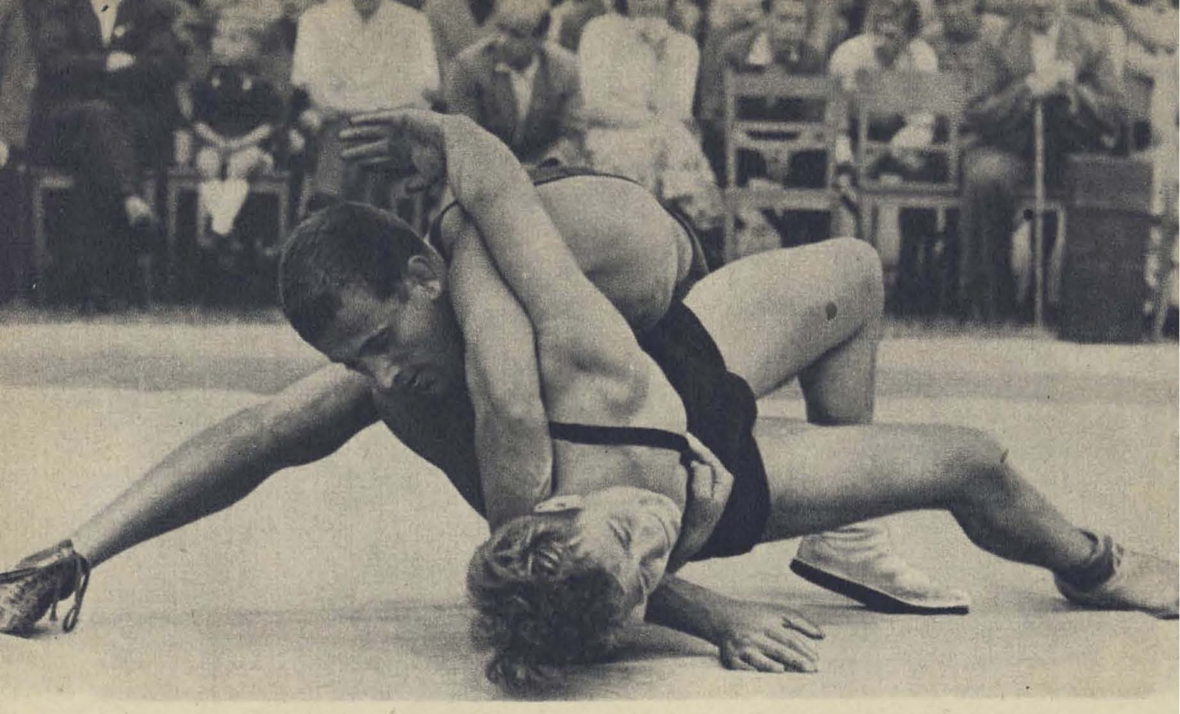
Elektronik im Unterricht

Eine Reihe elektronischer Unterrichtsmaschinen wurde von tschechoslowakischen Ingenieuren für die Volksarmee entwickelt und bereits erfolgreich eingesetzt. Über Einzelheiten (Aufbau und Arbeitsweise) berichtet „AR" in einem der nächsten Hefte.



Ägyptische Raketen

Wie ausländische Nachrichtenagenturen berichten, will die ägyptische Armee die Zahl ihrer Kampfroketen in den nächsten zwei Jahren auf 800 . . . 1000 Stück erhöhen. Die Juli-Parade in Kairo zeigte bereits eine beträchtliche Raketenausrüstung der Streitkräfte der VAR. Die zur Zeit im Truppendienst stehenden Boden-Boden-Raketen („El Zafer" und „El Kaher") haben Reichweiten von 300 . . . 600 km. Auch Fla-Raketen stehen bereits im Einsatz.



Lothar Metz (links) im Kampf mit dem Dänen Hansen.

GESUCHT und GEFUNDEN

VON KLAUS WEIDT

Es ist nicht nur – wie oft behauptet – der Boxsport, der viele Frauen mit magischer Kraft anzieht. In der Rostocker Tschaikowskistraße erlebte ich gleiches in einer anderen, gemeinhin nicht gerade als hochdramatisch empfundenen Sportart...

Auf der stumpfgrauen Matte stehen sich zwei stämmige Burschen in Ringertrikots gegenüber – in aller Ruhe bemüht, beim Gegner einen günstigen Ansatzpunkt für einen wirkungsvollen Griff zu finden. Einer jungen Dame unter den Zuschauern scheint das vorsichtige, aktionslose Abtasten der beiden jedoch entschieden zu lange zu dauern. Jedenfalls springt sie plötzlich auf und ruft verärgert: „Schlaf bloß nicht ein, Lothar!" Alles lacht. Der Zuruf muß dem schwarzhaarigen Lothar Metz gegolten haben, denn er wird von diesem Augenblick an merklich aktiver. Den Kampf bestimmend, geht er in die Offensive, holt einen Punktvorsprung heraus und erreicht, daß sich besagte Dame vor Begeisterung gar nicht mehr hinsetzt.

Von dem ASK-Trainer Heinz Schulz erfahre ich, daß SIE es immer so macht. „Bloß gut, daß wir heute ein einwandfrei amtierendes Kampfgericht hatten", erzählt der Trainer. „Es hätte sonst von Frau Metz schon was zu hören bekommen!" Damit ist das Rätsel gelöst.

Wie ich von den Ringern des ASK Vorwärts Rostock erfahre, gibt es noch viele andere (natürlich nicht nur Frauen!), die so begeistert und temperamentvoll mitgehen, wenn die Männer der Marinemannschaft auf die Matte steigen. Der Trainer lobt seine Jungens vor allem deswegen, weil sie gute Kameraden sind, sich gegenseitig im Training helfen und beim Wettkampf anfeuern. „Es herrscht eine gute und saubere Atmosphäre im Kollektiv", urteilt er. Die Jüngeren eifern den Älteren nach, besonders natürlich Leutnant Metz und Obermeister Rudolf Vesper, den bisher erfolgreichsten Kämpen des Kollektivs. Aber auch andere – wie Eckhard Schulz, das Bruderpaar Bernd und Berthold Bitterling, Günter Schmidt oder Werner Heppner – haben schon einen guten Namen in Ringerkreisen. Sie alle pflegen jene Kampfart, die man klassisch oder auch griechisch-römisch nennt und in welcher – gegensätzlich

zum Freistil – die Beinarbeit verboten ist, die Griffe also oberhalb der Gürtellinie angesetzt werden müssen.
Heinz Schulz, einst fünffacher Deutscher Meister und das Sportidol von Zella-Mehlis, hat diesen Mannschaftsteil im Jahre 1959 aufzubauen begonnen. Genauer gesagt am Morgen des 1. Januar 1959 – und mit zwei Aktiven: Lothar Metz sowie Heinz Weinhold.

Der nächste, auf den er bald darauf stieß, war Rudolf Vesper. Es begab sich so, daß ihn der junge Mann eines Tages unvermutet ansprach und ihn bat, es doch einmal mit ihm, dem Rudolf Vesper, zu versuchen. Und zur Armee wollte er auch schon immer...

Dann fiel dem Cheftrainer sein Namensvetter aus Zella-Mehlis ein. Er entsann sich, wie ihn ein zehnjähriger Steppke vor Jahren angehalten hatte. Er würde, so berichtete der Junge schüchtern, schon eine ganze Weile zu Hause üben und möchte jetzt das Ringen bei so einem bekannten Mann richtig lernen. So kam es, daß der „große Heinz" dem „kleinen Eckhard" die ersten Griffe beibrachte. Was lag jetzt, Jahre später, näher, als daß ihn der Trainer nach Rostock holte? Fortan gab es neben ihm also jetzt noch einen Eckhard Schulz bei den Ringern.

Auf diese Weise kam einer zum anderen – nach und nach. Die Mannschaft wuchs. Es gab zwar viele Schwierigkeiten zu überwinden, doch es machte auch Freude, ein junges Kollektiv heranwachsen zu sehen.

Der erste Erfolg eines Rostocker ASK-Ringers, bereits nach einem Jahr harten Übens, wurde sogleich zu einer Riesenüberraschung. In der altehrwürdigen Basilica maxentius zu Rom eilte der damals noch im Weltergewicht startende Lothar Metz von Sieg zu Sieg und holte sich schließlich durch ein Unentschieden im letzten Kampf gegen den Rumänen Taranu die Silbermedaille.



Rudolf Vesper (rechts) im Kampf gegen den Westdeutschen Hoppe bei den Olympiaausscheidungen.

Eine Saison danach flog Lothar nach Japan und wurde Fünfter der Weltmeisterschaft. Dann beschloß der internationale Verband eine Regeländerung, nach der der Bodenkampf künftig wegfiel und nur noch im Stand gerungen werden durfte. Ein harter Schlag für Lothar Metz, denn die Bodenrunden waren stets seine be-

15 DEUTSCHE MEISTER

Das ist die Bilanz der ersten fünf Jahre: Von 40 Deutschen Meistern, die seit 1959 – dem Gründungsjahr der Ringermannschaft des ASK Vorwärts Rostock – im klassischen Stil gekürt wurden, stellten die Rostocker Armeesportler genau 15. Insgesamt konnten sie sich 38mal unter den ersten Sechs der jährlichen Titelkämpfe plazieren. Unsere Übersicht faßt die Resultate noch einmal zusammen.

1959 Leichtgewicht: 1. Heinz Weinhold. Weltergewicht: 3. Rudolf Vesper, 4. Egon Fröhlich. Mittelgewicht: 1. Lothar Metz. Halbschwergewicht: 4. Hardl Bauerschmidt. Schwergewicht: 4. Hans-Joachim Kalsky.

1960 Fliegengewicht: 5. Helmut Nohr. Bantamgewicht: 2. Werner Heppner. Leichtgewicht: 1. Heinz Weinhold, 2. Egon Fröhlich. Weltergewicht: 1. Rudolf Vesper. Mittelgewicht: 1. Lothar Metz. Halbschwergewicht: 5. Hardi Bauerschmidt. Schwergewicht: 1. Hans-Joachim Kalsky, 5. Falko Müller.

1961 Fliegengewicht: 1. Helmut Nohr. Federgewicht: 1. Werner Heppner, 5. Klaus Wappler. Weltergewicht: 2. Heinz Weinhold. Mittelgewicht: 1. Lothar Metz, 3. Rudolf Vesper. Schwergewicht: 3. Falko Müller.

1962 Bantamgewicht: 6. Harry Gohr. Federgewicht: 1. Klaus Wappler. Leichtgewicht: 1. Eckhard Schulz. Weltergewicht: 4. Rudolf Vesper. Halbschwergewicht: 3. Falko Müller, 5. Günter Schmidt.

1963 Fliegengewicht: 3. Berthold Bitterling. Bantamgewicht: 3. Bernd Bitterling. Federgewicht: 1. Werner Heppner, 5. Klaus Wappler, 6. Günter Frey. Leichtgewicht: 1. Eckhard Schulz. Weltergewicht: 1. Rudolf Vesper. Mittelgewicht: 1. Lothar Metz. Halbschwergewicht: 2. Günter Schmidt. Schwergewicht: 2. Falko Müller.



Leutnant Lothar Metz

(Mittelgewicht)

Geboren am 16. Januar 1939, von Beruf Maler. Verdienter Meister des Sports. Silbermedaillengewinner bei den Olympischen Spielen von Rom, Fünfter der Weltmeisterschaft 1961, Deutscher Meister 1959, 1960, 1961 und 1963.





Obermeister Rudolf Vesper

(Weltergewicht)

Geboren am 3. April 1939, von Beruf Stellmacher. Meister des Sports. Zweiter der Weltmeisterschaft 1963, Deutscher Juniorenmeister von 1959, Deutscher Meister 1960 und 1963, Meisterschaftsdritter von 1959 und 1961.

sondere Stärke gewesen. Nicht zuletzt deshalb gab man im Vorjahr auf Anraten des Trainers dem gleichschweren Rudolf Vesper den Vorrang bei der Nominierung unserer Mannschaft zu den Weltmeisterschaften in Hälsingborg.

Man staunte in der schwedischen Hafenstadt nicht schlecht, statt des erfolgreichen Olympioniken einen fast völlig unbekannten Mann zu sehen. Noch länger wurden dann allerdings die Gesichter, als der Unbekannte unter anderem den Vize-Weltmeister von 1962, den Dänen Ansböl, ausschaltete und in der Endabrechnung schließlich selbst „Vize" wurde.

Zu den Erlebnissen, über die man im ASK-Ringerlager besonders gern spricht, gehören die Kuba-Erinnerungen von Lothar Metz, Heinz Weinhold und Trainer Heinz Schulz.

Sie gehörten zur ersten Sportdelegation des DTSB, die den kubanischen Freunden bei ihren Vorbereitungen zu den Panamerikanischen Meisterschaften half. Heinz Schulz traf dabei sogar mit Fidel Castro zusammen und hatte Gelegenheit, eine seiner berühmten schwarzen Zigarren zu kosten. Es waren unvergeßlich schöne Tage für alle. Die Genossen Metz und Weinhold haben vieles davon auf Schmalfilm festgehalten, der durch manche Rostocker Schulklasse ging — ebenso wie ein kleiner Werbefilm für das Ringen, den Nachwuchstrainer Falko Müller gedreht hat.

Vielerorts fanden die Armeesportler reges Interesse für ihren Zweikampf. Die gute Verbindung, die sie in den Jahren zu zahlreichen Schülern und Lehrern geknüpft haben, beginnt sich heute bereits auszuzahlen. Mehr als 25 Ringer von morgen konnten schon zur Kinder- und Jugendsportschule delegiert werden; drei von ihnen werden demnächst als Junioren bei Vorwärts anfangen.

In diesen Tagen weilen die besten Sportler der Welt in Tokio. Bei den Ausscheidungskämpfen für die gemeinsame deutsche Olympiamannschaft standen diesmal vier „Klassiker" des ASK den westdeutschen Ringern gegenüber. Günter Schmidt verlor knapp. Eckhard Schulz noch knapper. Als der Entscheidungskampf unentschieden endete, mußten beide Ringer auf die Waage: Eckhard hatte das Pech, um genau 100 Gramm schwerer zu sein als sein Gegner, was ihn das Flugbillett nach Tokio kostete... Dafür sind seine beiden Klubkameraden Metz und Vesper in die japanische Metropole gefahren. Sie hatten sich klar durchgesetzt. Ob einer von beiden allerdings wieder mit einer Medaille nach Hause zurückkehren wird, dürfte fraglich sein. Auf beide lauert eine starke Konkurrenz — die Türken, die Bulgaren, die Rumänen und schließlich die sehr stark gewordenen Ringer der Sowjetunion. Bei allem, was sie geworden sind: Favoriten kann man sie nicht nennen, unsere beiden.

Und dennoch: Anfangs schilderte ich, wie der Ringkampf eine junge Dame namens Metz aus dem Häuschen brachte. Ich wünschte mir, daß unsere Jungens durch sehr gute Leistungen bald alle Sportanhänger der Republik so zu begeistern vermögen. Und ich hätte nichts dagegen, wenn es schon in Tokio so wäre.

Lüge und Betrug, Demagogie und Roßtäuscherei – sie sind das Thema Nr. 1 für das Sprichwort, nicht die Liebe. „Im trüben ist gut fischen", „Auf den Sack schlägt man, den Esel meint man" sowie die vielen anderen bildhaft formulierten Erfahrungen – sie sind wie kleine scharfe Messerchen. Ihre Herkunft geht bis auf Homer und Tacitus zurück, und doch, auf den westdeutschen Staatskörper angesetzt, scheinen sie erst gestern geschmiedet und geschliffen. An einige der gemeinsten – weil übelsten und gefährlichsten – Lügen, die von „drüben" zu uns herüberschallen, wird die „AR" das Messer setzen.

Die großen Lügen IV

»Hunde, wollt ihr ewig leben?«



„Hunde, wollt ihr ewig leben?" Jeder Chef einer westlichen Illustrierten würde händeringend darum bitten; denn ein tollendes Hündchen ist für seine Auflage fast so viel wert wie ein toller Busen. Und so war die Münchner Illus „Qick" auch froh, herausbekommen zu haben, daß bei Osnabrück ein Hundeliebhaber erstmalig in der Welt weiße Schäferhunde gezüchtet hat. „Quick"-Leserin von Benda aus Lübeck konnte allerdings drei Nummern später ergänzen, „daß ursprünglich viele deutsche Schäferhunde weiß gewesen seien. Die Jäger des Mittelalters hätten sogar weiße Schäferhunde bevorzugt, weil es ausgeschlossen war, daß man sie mit Wölfen verwechselt."

In der gleichen „Quick"-Nummer lief die bekannte Artikelserie des Wehrbeauftragten Heye über den Hundsjammer mit dem sogenannten Staatsbürger in Uniform an. Der „Wachhund der Bundeswehr", wie die „New York Herald Tribune" Heye nannte, riß wegen der Kalamitäten mit der Aufzucht einer ganzen Armee an seinen Ketten.

Das Zusammentreffen dieser Beiträge ist ein Zufall, aber entbehrt wohl gerade deshalb nicht der Pikanterie. In dem Artikel über die vierbeinigen weißen Schäferhunde hieß es: „Im Großen Brockhaus ist nachzulesen: ‚Schäferhunde sind meist eisengrau. Man weiß, es gibt auch braune und schwarze!"

Ja, das wußte man in der Tat, als die Bundeswehr aus der Taufe gehoben werden sollte. Da war in der Erinnerung noch nicht die „unpolitische" eisengraue Reichswehr ausgelöscht, die der Bluthund bei der Niederwerfung der revolutionären Arbeiter wurde. Man dachte auch noch an die sogenannte schwarze Reichswehr, die eine getarnte Reservearmee darstellte, als man offen nur ein 100 000-Mann-Heer haben durfte. Ja, und an die braunen Rudel wurde man zur Gründungszeit der Bundeswehr noch durch die zahlreichen Ruinen erinnert. „Hunde, wollt ihr ewig leben?" Dieser alte Ruf Friedrichs II. an seine Soldaten war auch im zweiten Weltkrieg wieder die Aufforderung zum blinden Gehorsam gewesen, zur Selbstaufopferung, die man „Heldentod" nannte, aber nur ein sinnloser Tod für die Bank- und Kanonenkönige war.

All das wußte, fühlte, sah man 1955 noch genau, und deshalb konnte die neue Armee, die man im Begriff war zu schaffen, nach außen weder schwarz noch braun sein, weder unpolitisch noch faschistisch, sondern nur demokratisch, also blütenweiß.



Und man dachte sich einen schönen Namen für das „harmlose“ Wesen aus: Staatsbürger in Uniform, und erfand ein System zu seiner Erziehung – die sogenannte Innere Führung.

In dem „Quick“-Artikel über die weißen Vierbeiner heißt es: „Dem Liebhaber gelang nach jahrelangen Kreuzungen der große Wurf.“ Bei der Gründung der Bundeswehr hieß es seinerzeit ähnlich: Den Liebhabern des demokratischen Soldaten – und natürlich waren die alten Nazis und Militaristen schon immer solche Liebhaber gewesen – gelang der große, in der deutschen Geschichte noch niemals dagewesene Wurf...

Da werden also die weißen Zweibeiner nach den Prinzipien der Inneren Führung erzogen. Was sind das für Prinzipien? Trettner, der oberste Bundeswehrmilitär, müßte es ja wissen. Er sagt: „Innere Führung ist eigentlich nichts anderes als die Anwendung des Cismas auf die Truppe.“ Cisma – das sind die 10 Gebote der christlichen Religion.

„Du sollst nicht stehlen!“ Da können wir ja ruhig schlafen, denn der Name Trettner verbürgt für die Erziehung in diesem Geist, hat er doch den Nazis an exponierter Position die Eroberungskriege geführt, und bereitet er doch heute an exponiertester Position die Vorwärtsverteidigung vor.

„Du sollst nicht töten!“ Und diesen Erziehungsgrundsatz aus dem Munde des Mörders, der die Bombardierung von Rotterdam leitete und bis zum Mai 1945 nach der Devise handelte: „Hunde, wollt ihr ewig leben?“

Das Gebot, das man bei Trettner noch glauben könnte, wäre: „Du sollst keinen Gott haben neben mir!“

Das kann man ihm nicht abstreiten: Neben dem faschistischen Staat hatte er seinerzeit keinen Gott. Könnte Jesus vom Kreuze steigen – er würde diesen Pharisäer mit Peitschen aus dem Tempel der Demokratie jagen.

Kommen wir deshalb von den wohlfeilen Worten zu den Taten, von den angeblichen Erziehungsprinzipien zu den Zuchtergebnissen.

Da wurde also die Funktion des Wachhundes über den Staatsbürger in Uniform geschaffen, der Wehrbeauftragte. Jeder Soldat sollte das Recht haben, sich auch außerhalb des Dienstweges beim Wehrbeauftragten zu beschweren, und dieser sollte alljährlich dem Verteidigungsausschuß des Bundestages Bericht erstatten. Drei Jahre lag dieses Amt auf Eis. Dann wählte man den ehemaligen Generalleutnant der Bundeswehr von Grolman zum Wehrbeauftragten. Der Mann hatte das Pech, daß er seine Funktion ernst nahm. Als seine Mahnungen lästig wurden, ließ Strauß ihn hochgehen. Angeblich, weil er einen jungen Staatsbürger etwas zu sanft unter die Uniform gefaßt habe.



Zeichnungen: Klaus Arndt

Dann bekam der Vizeadmiral der Nazi-Kriegsmarine Heye die Funktion des Wachhundes. Über seine Berichte an den Verteidigungsausschuß wurde einfach zur Tagesordnung übergegangen, vor den Bundestag durfte er nicht – da flüchtete er sich in die Spalten der „Quick“. Nach der „Quick“ sah der große Wurf bei den Vierbeinern so aus: „Seine Hunde haben ... ein weißes Fell, schwarze Nasen und dunkelbraune Augen.“ Offensichtlich schauen auch bei den Zweibeinern die alten Farben noch hervor. Der Wachhund Heye schrieb: „Ich war unangemeldet zur Inspektion erschienen ... Aber was ich hörte, genügte. Der Geist des ‚Knochen-Jimmy‘ spukte noch durch die Stuben und Flure dieser im Harz stationierten Panzergrenadiereinheit: Liegestütze, genannt ‚Pumpen fürs Vaterland‘, zotenmäulige Ausbilder, durchwühlte Spinde, nicht oder zu spät über ihr Beschwerderecht belehrte Rekruten, Angst, sich überhaupt zu beschweren.“



Aber vielleicht ist das eine Ausnahme? Es gibt ja auch ungelehrige Pudel, und selbst ein harmloser Spitz kann mal von der Tollwut befallen werden! Heye selbst gibt die Antwort: „Der vertrauliche Bericht an den Verteidigungsausschuß des Bundestages enthält viel schwerwiegendere Fälle. Die in der ‚Quick‘ beschriebenen Fälle sind so ausgesucht, daß die Russen nicht sagen können: Ein feiner Saubetrieb!“ Also doch ein Saubetrieb und kein pikfeiner Zwinger blütenweißer Schäferhündchen — eine Zuchtanstalt, in der man diejenigen, die man abrichten will, oft genug Hunde nennt und auch nicht selten im Hundegang zur Toilette kriechen läßt. Die alten Farben Schwarz und Braun kommen bei den Zweibeinern offenbar nicht nur an Schnauze und Augen zum Vorschein.

Und das ist nicht etwa eine Fehlzucht oder ein Versehen!

Nicht umsonst hat man die alten Abrichter, die Nazioffiziere, in die Bundeswehr geholt, und die haben inzwischen Tausende junger Abrichter in ihrem Geiste erzogen und ihnen die alten Methoden beigebracht. Man will ja eines Tages wieder rufen: „Hunde, wollt ihr ewig leben?“ Genauer gesagt: „Wölfe, wollt ihr ewig leben?“ Trettner entschuldigt den Drill mit den Worten: „Wenn wir nur Wehrpflichtige hätten, die begeistert und auch willig wären, wären Verstöße gegen die Innere Führung geradezu verbrecherisch.“ Das möchten wir ihm mal ruhig glauben, mit der Einschränkung, daß diese „Verstöße“ heute schon verbrecherisch sind. Aber eben weil die Soldaten nicht mehr von vornherein willig sind, der Aufforderung „Hunde, wollt ihr ewig leben?“ Folge zu leisten, und weil sie das Zivil dem weißen Schäferhundsfell vorziehen, werden sie abgerichtet — einen anderen Weg sehen viele Ausbilder dieses größten westdeutschen Zuchtvereins nicht.

Wenn jetzt der Wachhund Heye diese Gruppe anbellt, dann steht er nicht allein. Hinter ihm stehen noch mehr Offiziere der Bundeswehr. Aber es sind alles keine Mitglieder des Tierschutzvereins! Heye sagt: „Wir verspielen heute in der Bundeswehr durch unzeitgemäße, oft durch miserable Menschenführung das Vertrauen der Soldaten.“ Und an anderer Stelle: „Ich halte es weiter für falsch, den Soldaten mit Angst . . . den Weg zum Heldentum zu zeigen.“ Und nicht umsonst hieß sein Bericht: „Angst **um** die Bundeswehr“ und nicht: „Angst **vor** der Bundeswehr!“ Der Weg zum Heldentod oder das „Hunde, wollt ihr ewig leben?“ ist auch bei dieser Gruppe das Ziel, und nicht der friedliche, lammfromme weiße Schäferhund.

Sie wollen in der Tat den Staatsbürger in Uniform, aber nicht den demokratischen Soldaten. Die Soldaten sollen, laut Spiegel „erfahren, warum sie dienen und wofür sie im Ernstfall kämpfen müssen. Da liegt es der Mentalität einer Armee entsprechend näher, Antikommunisten aus ihnen zu machen, als Demokraten.“ Sie sollen die Stimme ihrer Herrn hören und lieben. Ei, ei, was hat er denn für ein Herrchen? Er soll dazu freudig mit dem Schwanze wedeln und dann — wie ein Hund krepieren!

Ob diese Zucht gelingt, ist mehr als fraglich. Jedenfalls bleibt ein reißender Wolf ein reißender Wolf — auch wenn er ein weißes Fell hat. Und auch wenn der Noch-Wehrbeauftragte Heye sein Quick-Honorar als „Scharnhorst-Preis“ für die beste praktische und beste publizistische Leistung zum Nutzen der Inneren Führung aussetzt. Dabei ist die praktische Leistung bereits getan. Neben dem „Quick“-Artikel über die weißen Vierbeiner stand das Inserat:

> **„Rotbart supersanft**
> **bietet für 15 Pfennig**
> **einen Rasierkomfort,**
> **der bisher in dieser Preislage**
> **unerreicht war!“**

Also ’ran, ihr Leute!

Rasiert die weißen Haare ab, und ihr werdet darunter wieder die alten Farben entdecken. Mit 15 Pfennigen den halben „Scharnhorst“-Preis — das gibts nicht mal beim Lotto. Denn „Quick“ zahlt ganz gewiß nicht schlecht. Und die zweite Hälfte für die publizistische Leistung zugunsten der weißen „Schäferhündchen“ ist noch leichter zu haben. Ein kleines Schildchen genügt — mit der Aufschrift: „Vorsicht! Tollwut!“





An der Stelling, im Stützpunkt, wo die Barkassen in Päckchen lagen, hatte ich mich mit ihm getroffen. Er hatte sich die ölverschmierten Hände abgewischt, die Mütze leicht aus der Stirn geschoben und das schweißnasse Gesicht mit dem Taschentuch getrocknet. Der Bootsführer hatte der anderen Besatzung unter die Arme gegriffen, mit ihr das Getriebe aus dem Boot gehievt, in den Karren gelegt und unter wenig stubenreinen Bemerkungen den Hang hinaufgeschoben, wo der LKW auf der Straße stand, der zur Werkstatt fahren sollte. Einige Meter Höhenunterschied ohne Hebezeug hatten an den Muskeln gezerrt; es war beileibe kein Zuckerlecken. Aber unklare Boote sind im Stützpunkt nicht gefragt – und während des Grenzdienstes schon gar nicht. Da schlüpft jeder in das Arbeitspäckchen, ohne große Worte zu machen.

Und was das Maritime betrifft, so tragen sie zwar die Blaublusen, sind aber nicht etwa an der Küste der Ostsee, sondern auf dem zweitgrößten deutschen Strom zu Hause, der im Riesengebirge entspringt, durch das Böhmische Becken fließt, das Böhmische Mittelgebirge und das Elbsandsteingebirge durchbricht, den Dresdner Kessel und das Meißner Hügelland durchquert, bei Riesa in das Norddeutsche Tiefland eintritt und bei Cuxhaven in einem 15 km breiten Mündungstrichter die Nordsee erreicht. Sie fahren mit ihren Barkassen und Streifenbooten auf der Elbe; berg- und talwärts, wo der Strom die Grenze zwischen Niedersachsen und der Deutschen Demokratischen Republik bildet.

„Eigentlich sah ich mich auch schon an der Küste", gesteht mir lächelnd der Bootsführer, Meister Harloff, „aber nun fahre ich schon vier Jahre auf dem Strom, erst als Funker, dann als Motorenmeister, jetzt als Bootsführer."

Mit den blauen Uniformen ist das so eine Sache. Auf dem Bahnhof Berlin-Lichtenberg steigen zwei Matrosen in den Zug. Der Urlaub ist zu Ende. Der eine, mit dem Wort – Volksmarine – am Mützenband, mustert die Bändermütze seines Nachbarn mit unverhüllter Neugier. Und er



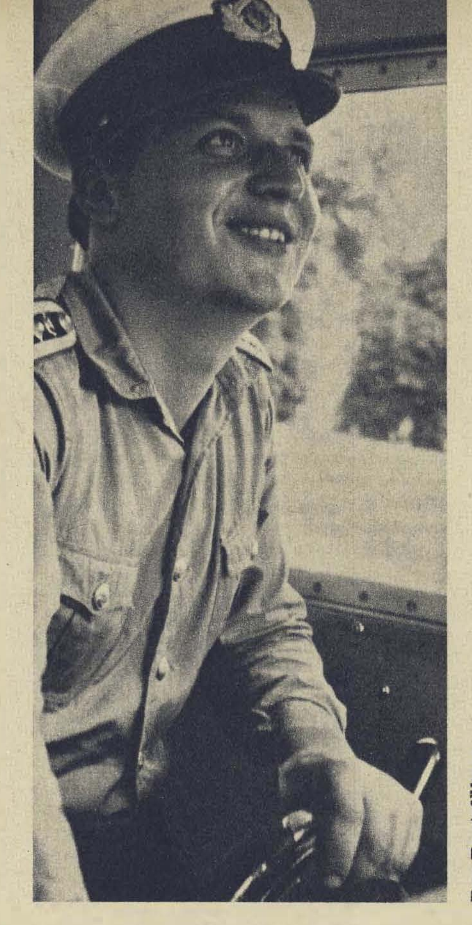
Soldaten auf dem Strom

will sich vor Lachen den Bauch halten, als er hört, auf welchem Boot und wo sein Mitfahrer dient. Die Dünung nahm im Abteil mehr und mehr zu, und ob des blauen Dunstes beschlugen die Abteilfenster. Der Matrose von der Küste rollte das Garn des alten Fahrensmanns meterweise vom Knäuel. Und wie dem so ist, der Matrose vom Strom war ob seines Dienstes auch hellhörig. Aber dann ist er freiwillig über Bord gegangen. Warum? Der „Seemann" fährt auf genauso einem Boot wie er, nur im Hafenbecken. So wollen wir nicht der Stein des Anstoßes sein und auch niemandem etwas aufs Konto schreiben, denn unsere beiden, der von der Küste und der vom Strom, sind nicht von schlechten Eltern.

Zu jeder Stunde richten sich auf dem Strom die Gläser der Grenzsoldaten nach Westen, blikken unsere Matrosen über die Gestaden der Küstengewässer unserer Republik. Um die Boote spielt leise rauschend das Wasser. Und sie sieht sehr bieder aus, die Kleinstadt jenseits des Wasserweges, im Kreise Lüneburg. Wie aus dem Bilderbuch geschnitten guckt der Kirchturm, umgeben von niedrigen Häuschen, über den Elbdeich. Aber wenige Kilometer hinter dem Städtchen beginnen die Truppenübungsplätze. Die Bundeswehr führte laut „Neue Zürcher Zeitung" vom 23. 11. 1963 „ihr bisher größtes Manöver in der Lüneburger Heide durch. Rund 30 000 Soldaten beteiligten sich mit 10 000 Fahrzeugen an der Übung ‚Widder'..." Unter der Losung „Nach vorn verteidigen" wurden dem „Agressor" in der Nähe der Staatsgrenze zur DDR die Panzerbrigade sowie gepanzerte Aufklärungstruppen der handelnden Panzergrenadierdivision entgegengeworfen. Danach gingen die Bundeswehrstrategen dazu über, den Durchbruch der Staatsgrenze und den Einfall in das Territorium der DDR stabsmäßig durchzuspielen. Der Schweizer Reporter weiß zu berichten: „Ein Höhepunkt der Übung war die ‚Panzerschlacht' auf dem NATO-Schießplatz Bergen-Hohne. Zusammen mit den Übungsplätzen Munster-Nord und Munster-Süd bildete er, nur rund 50 Kilometer von der Zonengrenze entfernt, den Schauplatz für die entscheidende Phase des Manövers. Die Schlachtenbummler, unter ihnen Offiziere der befreundeten NATO-Staaten, verfolgten im Morgengrauen des vierten Tages von einem Feldherrenhügel aus den Vorstoß..."

Und wenn es schon um Feldherren geht, darf natürlich der westdeutsche Präsident Lübke nicht fehlen. Wie die „Hannoverische Allgemeine" am 29. 7. 1964 meldete, besuchte Lübke das niedersächsische Grenzgebiet. „Der Bundespräsident verschmäht das für ihn bereitgestellte Scherenfernrohr, aber sein Anblick hat wohl Kriegserinnerungen in ihm wachgerufen. Er spricht plötzlich von der Frontlinie..." Auf des Präsidenten Worte können sich unsere Soldaten auf der Wasserstraße ihren Vers machen.

„Wir halten uns bei niedrigem Wasserstand exakt an die Fahrrinne, übrigens nicht nur wir, das tun in der Regel alle Benutzer des Wasserweges", erzählt der Bootsführer. „Das gilt aber nicht für einige Westzöllner, die uns bewußt mit hoher Geschwindigkeit passieren, um das



Der Bootsführer

Wasser abzugraben und uns auf das Ufer zu drücken."
Eine Attraktion besonderer Art bietet Herr Wellert aus Hitzacker. Sein Dampfer „Roland" fährt die Elbe berg- und talwärts, um denen einen Blick auf die „hungernde Zone und den wachsenden Terror" zu vermitteln, die aus den westdeutschen Städten an die Elbe kommen und den Rattenfängern auf den Leim kriechen. Unter den Schulklassen, Sangesbrüdern und studentischen Verbindungen wogt die „Befreiungspsychose", wenn sie an der Reeling hängen und mit Ferngläsern und Fotoapparaten die „Hoffnungslosigkeit" einfangen. Kurios wirken dann ihre „menschlichen" Töne und Gesten gegenüber unseren Soldaten, nachdem vorher ihre „Lieder" unseligen Angedenkens über das Wasser hallten.

Aber mancher Bürger scheint an dem Wasserweg, der hier zugleich die Grenze zwischen den beiden deutschen Staaten ist, doch schon realer zu denken. Das sieht dann so aus: Zwei vielleicht 16jährige Achtgroschenjungs bewerfen ein Streifenboot mit Steinen. Ein älterer Herr bemerkt das. Spornstreichs ist er auf dem Buhnenkopf. Es setzt links und rechts Backpfeifen, und die beiden wurden nicht mehr gesehen.

Immerhin hat sich schon einiges bis Bonn herumgesprochen. Wie die westdeutsche Nachrichtenagentur berichtete, habe die gut gesicherte Staatsgrenze der DDR auf Lübke „tief gewirkt". Sie sind hellhörig, die Grenzsoldaten, auch auf dem Strom.

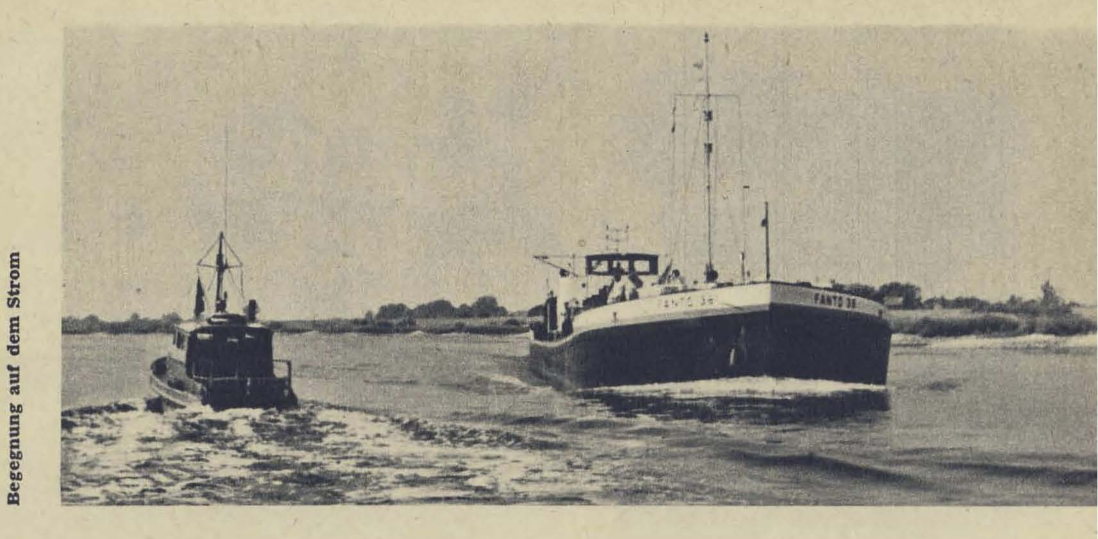
Und der Bootsführer erinnerte sich noch genau. Damals hatte er gedacht, es würde eine Nacht werden wie die vorhergehenden. Der laue Abend wirkte einschläfernd. Die Finsternis hatte das Boot und die Ufer geschluckt. Sie lagen auf Position. Der Motorenmeister hatte sich auf die Koje gepackt und in die Decke gerollt. Für die Nacht war die Wache klar. An Deck standen der Bootsführer und der Funker. Jeden Schatten registrierten ihre Augen, jedes Geräusch ihre Ohren, um rechtzeitig jedem den Wind aus den Segeln nehmen zu können, der in ihrem Abschnitt die Staatsgrenze verletzen mochte. Der Bootsführer blickte auf den Strom. Ihn narrten nicht die Laute des Wassergetiers, das Plätschern des Wassers am Buhnenkopf. Und doch dachte er zuerst, er habe sich getäuscht. Aber dann gab es keinen Zweifel für ihn. Ein winziger heller Fleck auf dem Wasser hatte seine Sinne hellwach gemacht.

Er überzeugt sich noch einmal. Es stimmt. Dort schwimmt ein Mensch talwärts. Der Funker zerrt dem Motorenmeister die Decke vom Körper. Der taucht aus dem Schlaf wie aus dem Brunnenloch. Dann rumpelt der Motor in der Barkasse. Gespenstisch huscht der Scheinwerfer über den spiegelglatten Strom, faßt zu. Der Bootsführer legt ab.

Dann sind es nur noch Minuten, und kräftige Soldatenarme ziehen ein Mädchen aus dem Wasser. Im Gymnastikanzug, Fahrradschläuche um den Leib, Ausweise und Geld im wasserdichten Beutel um den Hals, so „reiste" sie auf ihre Art.

„Die Chancen sind gering", hatte der Bootsführer nur gemurmelt. Er hatte ihr zwei Decken in die Hand gedrückt, denn die Nacht war doch empfindlich kühl. Der Funker setzte seinen Spruch ab. Minuten später brachte der Bootsführer das Mädchen an Land. Dort warteten bereits Grenzsoldaten der Kompanie.

In dem kleinen Städtchen am Strom tippt der Bootsführer oft an die Mütze, wenn er durch die Straßen geht. Es ist seine zweite Heimat geworden; die Menschen und Gassen sind ihm vertraut, obgleich der 24jährige gern die Stunden des Urlaubs bei seinen Eltern in der Bezirksstadt verbringt. Er hat von der Pike an gelernt. Des Meisters Meister fährt heute bei der Grenzbrigade Küste. Er lehrte ihn auf dem Boot das „Laufen". Gern erinnert er sich der Zeit, als sie beieinander hockten, die Theorie paukten und in der knapp bemessenen Freizeit im Hafen Manöver fuhren. Er hatte in den Büchern geblättert, und es war ihm bald eingegangen, was es mit dem Boot und der Maschine auf sich hat. Er hatte sich auch nicht gescheut, die alten Fahrensleute, die auf dem Strom zu Hause waren, um Rat zu fragen. Gern kam er dem Befehl nach: „Übernehmen sie das Ruder!" Als der Tag der Prüfung zu Papier stand, meinte der Leutnant der Wasserschutzpolizei: „Bei wem fahren Sie? Bei Neuwart? Na, da können Sie fahren — bleibt nur noch die Theorie." Und



Begegnung auf dem Strom

dann ging es quer durch die Bestimmungen der Wasserstraßenverkehrsordnung, über Gebots-, Verbots- und Hinweiszeichen zur Lichterführung, in den Motor und ins Getriebe. Inzwischen ist Meister Harloff im vergangenen Jahr mit seiner Besatzung den gleichen Weg gegangen. Die Titel „Bestes Boot“ und „Bester Unteroffizier“ der Grenzbrigade gingen auf sein Konto. Sein Boot lief; ob tags, ob nachts, er war auf dem Strom. So wundert es eigentlich nicht, daß sein damaliger Motorenmeister heute schon selbst Bootsführer ist.

„Eine eingespielte Besatzung, wo sich jeder gut kennt, den anderen versteht und schätzenlernt, das gibt die Würze. In komplizierter Situation muß schon ein Blick genügen, damit jeder weiß, was er zu tun und zu lassen hat. Das ist mein Rezept.“

Wachen Auges fahren die Soldaten auf dem Strom, damit die Motorschiffe, Lastkähne und Schubeinheiten unter der Flagge der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik, der Deutschen Demokratischen Republik und Westdeutschlands den Strom als verbindende Straße des friedlichen Handels und Verkehrs nutzen können.

Bergman

„Elbrundfahrten“ auf dem „Roland“, als besondere „Attraktion“





Obdachlosenasyl als letzte Station?

Massenkündigen in Flensburg – Was sagen Sie dazu, Herr Lücke? –





DDR UNSER VATERLAND



as würden Sie sagen, wenn man Sie auf der Straße mit der Frage anhielte: „Wo kann ich hier in der Nähe ein Ritterkreuz kaufen?" oder: „Wie komme ich zum nächsten Obdachlosenasyl?" oder: „Möchten Sie ein Horoskop? Nur 50 Pfennige das Stück!" Überlegen Sie sich bitte Ihre eigene Antwort, bevor Sie weiterlesen. Wenn Sie allerdings meinen, solche ungewöhnlichen Fragen würde bei uns niemand stellen, dann sind Sie, mit Verlaub zu sagen, auf dem Holzweg.

Da gibt es beim Deutschen Fernsehfunk die Sendereihe „Anachronismen", auch „Linsengericht" genannt. Mit einem LKW geht es hinaus ins volle Menschenleben, und durch ein Loch in der hinteren Plane wird mit einer Kamera gefilmt, wie in 6–30 Meter Entfernung harmlose Passanten „gefilmt" werden, in ernster Absicht, von einem als Bräutigam, Bettler oder harmlosen Passanten getarnten Reporter. Vor der Berliner Humboldt-Uni befragte er zahlreiche Studenten nach dem Paukboden, jenem berühmt-berüchtigten Ort, wo sich an reaktionären Universitäten die hochherrschaftlichen Studenten mit dem Degen die Fressen zerhacken: „Paukboden? Hat der noch einen anderen Namen?" „Paukboden? Nie gehört. Aber fragen Sie doch einmal den Pförtner, vielleicht weiß der das." Auf die Frage: „Wann ist der nächste Kommers (Saufgelage eben dieser hochherrschaftlichen Studenten), bekam der Reporter zu hören: „Wann der nächste Kommers ist, kann ich Ihnen nicht sagen, aber wann der letzte war, weiß ich genau – vor 1945."

Am Strausberger Platz erkundigte sich der Reporter nach dem nächsten Obdachlosenasyl. Nur die älteren Berliner wußten noch, was das ist: „Vor 30 Jahren gab es hier in der Palisadenstraße eins. Aber da ist heute ein Ambulatorium drin." Und mit einer älteren Frau entspann sich folgender Dialog: „Gehen Sie doch mal zur Nationalen Front. Die haben doch Heime für alte Menschen." – „So alt bin ich doch noch nicht!" – „Dann versuchen Sie es doch mal in einem Jugendklub!" – „Aber so jung bin ich auch nicht mehr!" – „Na, dann gehen Sie doch zur Nationalen Front... Aber woher kommen Sie denn überhaupt?" – „Aus Plauen im Voigtland!" – „Und weshalb gehen Sie nicht einfach wieder zurück?" – „Da gibt es ja auch kein Obdachlosenasyl." – „Mann, dann müssen Sie arbeiten gehen, bei uns kriegt doch jeder Arbeit", sagte die hilfsbereite Frau und schickte den „Obdachlosen" zur Polizei: „Die hilft bestimmt!"

Einmal wurden so an die 30 Schriftmaler geladen. Sie sollten für Neubauten Schilder in Serien von über 1000 Stück malen. Als erstes: „Betteln und Hausieren verboten!" Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Die meisten Maler wollten diesen Auftrag annehmen. Dann kamen diese Schilder auf den Tisch: „Aufgang nur für Herrschaften!" und „Aufgang nur für Dienstboten!" Da wurden sie alle stutzig und anschließend meist böse, weil man sich mit ihnen „diesen üblen Scherz erlaubt" hatte.

Vertreter von Hausgemeinschaften sollten dann diese Schilder in ihrem Haus anbringen. „‚Herrschaften?' Gibt's denn noch so was? ‚Nur für Dienstboten?' Und das in einem Arbeiter-und-Bauern-Staat?" Hier wurde auch bereits beim ersten Schild gestreikt. Einer war allerdings bereit, das Herrschaftsschild anzubringen, allerdings nicht ohne Anleitung. „Wer zählt denn zu den Herrschaften?" – „Na... Ärzte zum Beispiel... und Leute mit Wagen... und Sie als Brigadier der KWV natürlich auch." Er war zufrieden und braucht wohl bis auf den heutigen Tag für den Spott nicht zu sorgen.

Ja, frei von Paukböden und Obdachlosenasylen sind wir, aber Auszulachendes – das gibt es noch immer.

Da ging der Reporter vor dem Deutschlandtreffen mit einer nach FDJ aussehenden Sammelbüchse herum: „Geben auch Sie eine Spende, damit in Zukunft alle Kinder in der DDR eine Oberschule besuchen können." (Was ja bereits eingeführt ist.) Aus dem FDGB-Haus in der Wallstraße kam einer und sagte: „Ich hab schon zwei Treppen höher eine Mark gegeben."

Auf der Friedrichstraße hatte man in eine Telefonzelle eine Aktentasche gestellt, mit 50 000 Mark Falschgeld darin, einem Bund Dietriche, einem zur Gesichtsmaske verwandelten Damenstrumpf und einer Pistole. Den ehrlichen Findern, die flugs zur Polizei eilen wollten, verlangte der Reporter seine „vergessene" Tasche zurück. Ein Eisenbahner war genauer, als die Fahrpläne eingehalten werden. „Das ist Ihre Tasche? Was ist denn drin? Viel Geld? Und was noch? Ein Bund Dietriche? Eine Gesichtsmaske? Und was noch? Eine Pistole? Na, dann werde ich mal glauben, daß es Ihre ist!" und händigte die Tasche aus.

In Karlshorst wollte der Reporter ein Ritterkreuz kaufen. „Das gibt's hier nicht!" – „Aber weshalb denn nicht?" – „Ja, das kann ich Ihnen auch nicht sagen!" Dies war die Meinung eines absoluten Außenseiters. Die anderen waren eindeutiger: „Ach du grüne Neune! Sind wir denn im Westen?" und „Das gibt's bei uns nicht, das kann ich Ihnen genau sagen. Sonst müßte ich stark enttäuscht sein." Und einige Bauarbeiter waren so eindeutig, daß der Reporter fast ein Opfer seines Berufes geworden wäre.

Und auch dem „Horoskophändler" wollte man auf die Sprünge helfen. Man fragte ihn nach der Gewerbeerlaubnis und schickte ihm den Funkstreifenwagen auf den Pelz.

Ja, Hilfsbereitschaft wird bei uns groß geschrieben – im Großen wie im Kleinen. Dem Bräutigam, dem angeblich 30 Minuten vor der Trauung die Ringe in den Gully gefallen waren, wurde die Straßenreinigung herbeigeholt. Einige ganz Scharfsichtige sahen den Ring auch auf dem Gullygrund liegen. Und als die Kamera bereits abgebaut wurde, kam ein „Halbstarker" mit Bart auf seinem Feuerstuhl angerast, um dem Bräutigam zwei rasch gekaufte Imitationsringe in die Hand zu drücken.

Verbleibt zu vermerken, daß die hier angeführten Meinungen keine zurechtgestutzte Auswahl sind, sondern typische Äußerungen darstellen. Ihren Vers darauf sollen Sie sich selbst machen, werter Leser. *– th*



Besuch

Ein höherer dänischer Offizier war zu Besuch bei der Bundeswehr. Nach Rückkehr wird er nach seiner Einschätzung des Offizierskorps der Bundeswehr gefragt. Er gibt folgende Charakteristik von den Bundeswehroffizieren:

Sie sind ehrlich, intelligent und antikommunistisch; jeder einzelne hat jedoch nur zwei dieser Eigenschaften. Er ist ehrlich und antikommunistisch, dann ist er nicht intelligent. Er ist intelligent und antikommunistisch, dann ist er nicht ehrlich. Er ist ehrlich und intelligent, dann ist er nicht antikommunistisch.

Preiswert

Ein Münchner geht zur Sparkasse, um ein Konto zu eröffnen, und zahlt hundert Mark ein. Aber gleich danach fragt er den Beamten: „Wer garantiert mir aber für die Sicherheit des Geldes?“ „Nun“, sagt der Beamte, „letztlich die Amerikaner.“
„Und wenn die nun abziehen?“
„Na, wäre Ihnen das nicht hundert Mark wert?“

Der Rest

Hedy kam zum Onkel. „Ich habe mich mit einem Ami-Soldaten verlobt.“
„Was ist er denn?“
„Sein Vater hat drüben große Rinderherden!“
„Sei vorsichtig, liebes Kind! Vor zwanzig Jahren habe ich eine Miß geliebt, deren Vater viele Rinderherden in Amerika haben sollte; aber nach der Hochzeit war von der ganzen Herde nur ein Ochse übriggeblieben, und der war ich!“

„Entschuldigen Sie bitte!“

Sie war mit einem Ami tanzen gegangen. Nach einigen Monaten verriet sie das Ergebnis ihrer Mutter. Die war entsetzt und fragte: „Hoffentlich weißt du wenigstens seinen Namen?!“
Das Töchterlein nickte. „Mit Vornamen heißt er ‚I am‘ und mit Nachnamen ‚Sorry‘!“

Heilung

Der Sohn von Farmer Patterson litt an Kleptomanie.

In Billys Bar fragte man eines Tages den Vater: „Dein Sohn war doch jetzt beim Militär, ist er dort von seiner Krankheit geheilt worden?“

„So ziemlich“, versicherte der Farmer. „Jetzt bringt er nur noch Sachen, die wir gebrauchen können!“

Nachwehen

In Brescia (Italien) fiel eine Kiste mit Pralinen vor dem Tor der Panzerkaserne von einem Lastwagen und ging in Trümmer.

Am nächsten Tage hatten die Militärärzte angestrengten Dienst. Die Pralinen waren ein Abführkonfekt.

Kredit

Über einer Theke einer Soldatenbar in der Kaserne von Nancy fordert ein Schild: „Geniert euch nicht, Getränke auf Kredit zu verlangen! Unsere Ablehnung ist durchaus höflich!“

Schlagfertig

Fieberhaft suchte der Bundeswehrleutnant in der Kantine nach Kleingeld.

„Haben Sie zufällig vier Groschen bei sich?“ fragte er einen Soldaten.

„Habe ich“, nickte der bereitwillig.

„Wissen Sie nicht, wie Sie einem Vorgesetzten zu antworten haben?!“ fauchte ihn da der Leutnant an.

„Haben Sie vier Groschen? Ja oder nein?“

„Nein, Herr Leutnant!“

Anekdoten

Illustration: Horst Bartsch

Meldepflicht

Am Hamburger Hafen gehen zwei Polizisten Streife. Der eine meint zu dem anderen: „Du, Karl, wie denkst du eenlich über die Regierung?“

„Genauso wie du, Fiete!“

„Deiht mi leed“, sagt Fiete, „denn mutt ick di melden!“

Disziplin

In einer bayrischen Garnisonstadt war es öfter zu Streitigkeiten zwischen Zivil und Militär gekommen. Endlich sah sich der Ortskommandant veranlaßt, einen Befehl zu erlassen, nachdem ein Soldat, wenn ein Zivilist Händel mit ihm suchte, sein Bier austrinken und sich still entfernen solle.

Der Feldwebel las morgens den Befehl vor und machte gleich eine Stichprobe: „Hirnbichler, was machen Sie, wenn Sie mit einem Zivilisten Streit bekommen?“ Wie aus der Pistole geschossen rief Hirnbichler: „Ich trinke ihm sein Bier aus und entferne mich dann still!“

Kritik

Kritik in einer dänischen Soldatenzeitung: „Zugegeben, die Schlagersängerin, die auf unserem Manöverball sang, besaß eine Nachtigall in ihrer Brust. Doch dieses Vögelchen, das dort schluchzte, war sehr, sehr winzig. So bleibt nur die nackte Tatsache, daß diese kleine Nachtigall ausnehmend hübsch wohnt ...“

Zurechtweisung

Bei der Inspektion einer Bundeswehreinheit, die ein General leitete, kam dieser auch in eine Soldatenunterkunft. In einem Spind hing das Porträt General Blüchers. Der General fragte den Soldaten: „Warum haben Sie denn gerade Blücher aufgehängt?“ Antwort: „Weil er General war.“ — „Gut, aber ich bin doch auch ein General und hänge nicht da. Warum also der?“ Der Soldat überlegte nicht lange und antwortete kurz: „Herr General, weil das ein berühmter und tapferer General war.“

Übertrumpft

Ein amerikanischer Militärarzt in Moskau kommt ins Gespräch mit einem sowjetischen Militärarzt. Sie unterhalten sich über die Erfolge der Chirurgie in beiden Ländern. Sagt der Ami: „O, wir haben erfunden ein Glasauge. Wenn jemand Augen verliert, werden Glasaugen eingesetzt, und man kann sehen wie mit richtigen Augen.“ — „Otschen karascho!“ bewundert der andere diese Leistung und erzählt seinerseits: „Auch wir haben einen neuen Erfolg errungen. Wenn jemand seine Hand verliert, können wir jetzt ein Kuheuter an den Stumpf ansetzen, und jeder Finger gibt dann noch 5 Liter Milch pro Tag.“ Der Amerikaner stutzt und sagt dann zweifelnd: „O, very good! Aber kann man solch einen Fall mal sehen?“ — „Selbstverständlich“, lächelt der Russe, „aber nur eure Leute mit Glasaugen.“

Die aktuelle Umfrage

Ist die Armee Ihrem Hobby freundlich gesinnt?

„Was kümmert mich die Armee dabei?“, fragt Kanonier Gerd Bachmann (20) gegen. „Ich halte es mit dem Schlager ‚Mein schönstes Hobby ist ein Kuß von dir‘. Und da mir meine Freundin in dieser Beziehung immer freundlich gesinnt ist, habe ich keine Sorgen. Allerdings auch keine Zeit für was anderes.“



Vielleicht hat Gerd dabei an Leo N. Tolstoi gedacht. Schließlich sagte der ja auch schon: „Eine Frau lieben und gleichzeitig etwas Vernünftiges tun, ist schwer.“

Aber nicht unmöglich.

Oder ob da alle, die sich trotzdem einem Hobby — deutsch: Liebhaberei, Steckenpferd — verschrieben haben, frei nach Mozarts „Zauberflöte“ nicht der „Liebe Freuden fühlen“, also nicht „schnäbeln, tändeln, herzen, küssen“?

Doch wohl kaum.

Dazu ist die Zahl der (Steckenpferd-)Reiter zu groß. Auch unter den Soldaten. Was nachfolgender loser Querschnitt zeigt. Soldat Wolfgang Feike (25) hält's mit der Holzschnitzerei. Neuerdings nicht mehr allein, denn er hat in seinem Zug „einen bescheidenen Zirkel gebildet, der später noch ausgebaut werden und im größeren Rahmen wirken soll“. Dem Matrosen Eckhardt Leps (21) hat es die Musik angetan — „Jazz, aber auch Bach“. Offiziersschüler Fritz Seelow (22) sammelt Postkarten, indes Flieger Diethard Schütze (25) mit dem Fernglas auf Vogelpirsch geht. Feldwebel Siegfried Zmaritsch (23) liest gern und fertigt Gipsschnitte: „Jedoch nur zu Hause. In der Kompanie fehlt die Ruhe.“ Stabsmatrose Reimund Bergk (21) angelt und macht sich dabei „über alle möglichen und unmöglichen Dinge Gedanken“. Was bei ihm bloßes Gedankenspiel bleibt, bringt Offiziersschüler Bernd Graupner (22) fein säuberlich zu Papier und versendet es in alle Welt, genauer gesagt an seine „32 Briefpartner im Ausland, vorwiegend in der Sowjetunion“.



Wat dem eenen sin Ul, is dem andern sin Nachtigall.

Und so hält sich Funker Gerhard Reck (22) mehr an seine Schmetterlinge und Unteroffizier Lutz Radtke (25) an seine Briefmarken. Während Stabsmatrose Eckhard Wolfgramm (21) in der Bordkapelle Trompete bläst, trinkt Soldat Klaus Menger (22) geruhsam sein Bier und bemüht sich — hoffentlich legal! — um neue Stücke für sein privates Bierglas-Büfett. Unteroffizier Klaus Guderjahn (25) leitet eine Kabarettgruppe und Major Hans

Bartneck (42) bastelt, wogegen Soldat Werner Scholz (25) zusammen mit einer kleinen Interessengemeinschaft klassische Musik von Schallplatten hört.

Fehlt eigentlich nur noch ... – Na, was denn wohl? „Das Minister-Hobby!“, wirft Flieger Karl Reideck (19) ein.

Wo heutzutage alles „hobbiet“, kann sich natürlich ein Minister nicht ausschließen. Er tut's auch gar nicht. Armeegeneral Heinz Hoffmanns Fußballeidenschaft ist nahezu sprichwörtlich. „Schon während der Emigration in der Sowjetunion ging ich, sooft es meine Zeit erlaubte, auf den Sportplatz“, weiß er zu berichten. Womit wir auch das hätten.

Da sich der Soldat seine Vorgesetzten jedoch zum Vorbild nehmen soll, ist Obermatrose Reinhard Pfütze (20) scheint's kein guter – was das Hobby angeht. Er hat keins, weil ihm „die nötige Ausdauer fehlt“.

Dem Gefreiten Günter Liebscher (20) fehlt dafür etwas anderes. Er ist Rundfunkbastler und würde sich gern mit anderen Genossen zusammentun. Leider wurde bisher noch nichts daraus, obwohl Günter sogar bereit wäre, die Leitung zu übernehmen; schließlich bringt er einige Erfahrungen von der GST mit. Ähnlich ergeht es dem Obermatrosen Rainer Rauch (20). „Bei uns an Bord gibt es viele Bastler“, berichtet er. „Jedoch fehlt die organisierende Hand, die alle Interessenten unter einen Hut bringt.“ Gefreiter Peter Brunzel (23) klagt darüber, daß „die Vorgesetzten unseren Steckenpferden gegenüber gleichgültig sind“. Außerdem gibt's „nicht mal ein bißchen Anleitung durch die FDJ“. Unteroffizier Werner Sedlak (20) interessiert sich für den Judo-Kampfsport, steht jedoch in seiner Grenzkompanie unverständlicherweise „ziemlich allein damit“. Und weil in der ASG Drewitz „nichts los ist“, flüchtet sich Gefreiter Wilfried Fichte (22) zu den Sportsendungen des Fernsehfunks.

Also – könnte man jetzt schlußfolgern – ist die Armee den Hobbys der Soldaten doch nicht freundlich gesinnt?

Ginge es überall nach Leutnant Karl-Heinz Sänger (26), so müßten wir dieserhalb in der Tat









einen Trauergesang anstimmen. „Was nutzen mir die Hobbys der Soldaten?“, fragt er arrogant. „Mich interessieren die Ausbildungsergebnisse und sonst nichts. Ich bin als Kompaniechef nicht dazu da, Kulturarbeit zu machen, sondern die höchste Gefechtsbereitschaft meiner Einheit zu gewährleisten!“

Eine Gegenfrage: Ist Gefechtsbereitschaft etwa nur die X-Plus-Zeit, nur ein eng begrenzter militärischer Faktor oder ist sie nicht vielmehr die in sich verschmelzende Kombination politischer, militärfachlicher, organisatorischer und militärtechnischer Faktoren? Eingekleidet in „große“ und „gewichtige“ Worte, bestreitet Genosse Sänger letztlich auch die Nützlichkeit eines Hobbys. Was Wunder, daß unter dieser (geistigen) Regie einer seiner Unteroffiziere – Lothar Schöll-Bendix (20) – behauptet, daß solche Art von Freizeitgestaltung einfach „Kokolores“ sei. Leider findet er sich zu näheren Erklärungen nicht bereit. Eigentlich schade. Doch dafür stehen Dutzende anderer Genossen auf, um ihm mit handfesten Beispielen in die Parade zu fahren.

Matrose Wolf Sorgell (20) mit seinen Schiffsmodellen, die ihm „zur Erweiterung der fachlichen Kenntnisse“ dienen; Oberstleutnant Karl Höchst (44) mit seinen Graphik-Mappen, die ihm „die Augen für den Sinn und die Schönheiten des Lebens“ öffnen; Gefreiter Bernd Scharfe (24) mit seinen elektrischen Anlagen und Telefonbasteleien, die ihm „die militärische Qualifizierung“ erleichtern; Stabsgefreiter Detlef Krüger (21) mit seiner Münzensammlung, die ihm „sehr viel über die Geschichte der Völker“ vermittelt; Flieger Gerd Simon (21) mit seiner Amateur-Funkstation, die ihm „schon manche schicke QSL-Karte“ eingebracht hat; Oberfeldwebel Horst Gehrke (37) mit seinen Modellen, die „sogar auf der Messe der Meister von Morgen zu sehen“ waren; Gefreiter Werner Möser (23) mit seinen elektrischen Signalgeräten, die „der besseren Sicherung unserer Staatsgrenzen“ dienen; Gefreiter Lothar Gericke (26) mit seinem kfz.-technischen Hobby, das ihm wesentlich hilft, seine „Aufgaben als Kraftfahrer“ zu erfüllen.

Oktobersonne

Nun sage da noch einer, Hobbys seien nicht nützlich! Mit besonderem Stolz erinnert sich Gefreiter Karl-Heinz Thieß (25) daran, daß eine seiner Intarsienarbeiten dem Chef der ungarischen Grenztruppen — Oberst Szabó — als Gastgeschenk überreicht wurde. Und Unterfeldwebel Rainer Brenner (22) dankt es seinem nachrichtentechnischen Hobby, daß ihm der Erwerb der Funkklassifikation II relativ leicht fiel.

Doch nicht nur das.

Ich glaube, man sollte den Begriff der Nützlichkeit noch weiter fassen und das Hobby so einordnen, wie es Helga Brauer tut, wenn sie es „ganz einfach unterhaltend" nennt und als eine abendliche oder sonntägliche Beschäftigung empfindet, die „nichts weiter als Spaß machen und entspannen" soll. Hat es nicht auch unter diesem Aspekt seine Nützlichkeit? Ich meine ja. Der Militärdienst ist hart und anstrengend genug. Sollten wir dem Soldaten da nicht auch sein persönliches Vergnügen von ganzem Herzen gönnen, das er in seinem Steckenpferd findet? Wenn die alten Husaren, Dragoner und Ulanen in der modernen Armee auch ausgestorben sind: Die Kavallerie der (Steckenpferd-) Reiter kann meines Erachtens nicht groß genug sein in unserer Armee — eben weil sie eine moderne sozialistische Armee ist... Und aus dem gleichen Grunde könnten wir noch vielmehr solcher Attacken gebrauchen, wie sie Hauptmann Rolf Lubig (36) ritt. Um in der Bastelei, seiner privaten Leidenschaft, Anregungen zu geben, brachte er die Früchte seiner Feierabendbeschäftigung eines Tages kurzerhand mit und stellte sie in der Einheit aus. Wen wundert's, daß plötzlich auch noch andere Genossen mit ihren Arbeiten 'rausrückten und auf diese Weise schnell ein interessanter „Steckenpferd-Leistungsvergleich" zustande kam — etwas, wovon Stabsgefreiter Lutz Weinhold (24) bislang nur träumt. Mit seinen Automodellen wäre er sofort dabei. Doch wie's scheint, ist man bei ihm den Hobbys der Soldaten bislang nicht gerade freundlich gesinnt.

Dafür können andere Genossen — so Pionier Herbert Zwaka (23), Gefreiter Jürgen Neumann (23), Stabsmatrose Rolf Rocher (21), Gefreiter Victor Rasch (21) oder Stabsgefreiter Heinz Lezug (24) — nicht über fehlende Unterstützung ihrer Einheiten klagen. Worte wie diese hört man oft: „Major Otto ist große Klasse; er hilft unserem Bastelzirkel wo er kann" — Soldat Horst Kühn (19). „Oberleutnant Dehmel ist selbst aktiver Fußballer und Trainer unserer Mannschaft" — Unteroffizier Dieter Berg (22). „Abends holt Hauptmann Mokowski oft seinen Plattenspieler, setzt sich zu uns in den Klubraum und legt seine Jazz-Platten auf; anschließend wird darüber diskutiert, so daß alle eine Menge draus lernen" — Kanonier Walter Wasek (24). „Oberstleutnant Domke leitet bei uns den Zirkel für Elektrotechnik" — Stabsgefreiter Horst Göhring (25). „In unserer Tanzkapelle sitzt Unterleutnant Moebius am Schlagzeug" — Flieger Gert W. Deist (21). „Für unser Fotolabor hat Leutnant König schon manche Mark aus seiner eigenen Tasche springen lassen" — Gefreiter Lutz Beyer (21). Es wäre natürlich vermessen zu sagen, daß überall schon für alles gesorgt wäre. In vielen Einheiten bleibt noch viel zu tun — von allen, von den Kommandeuren, Politorganen, FDJ-Organisationen und Kulturoffizieren ebenso wie von den Soldaten selbst.

Der gegenwärtig laufende Kulturwettstreit bietet zahlreiche Ansatzpunkte für ein reges und abwechslungsreiches geistig-kulturelles Leben in allen Einheiten. Und er ist, meine ich, zugleich der deutlichste Ausdruck dafür, daß die Nationale Volksarmee den Hobbys ihrer Soldaten nicht nur schlechthin freundlich — in der Art eines passiven Zuschauers, der weder etwas dafür noch etwas dagegen tut — gesinnt ist, sondern sie ihrer kulturellen Arbeit zugrunde legt und in vielfältiger Weise befruchtet.

Ich kann allen (Steckenpferd-) Reitern abschließend nur wünschen, daß man dies bald auch in jenen Einheiten und Truppenteilen begreift, wo ein holpriges Pflaster bisher noch ihren munteren Aufgalopp behindert.

Ihr

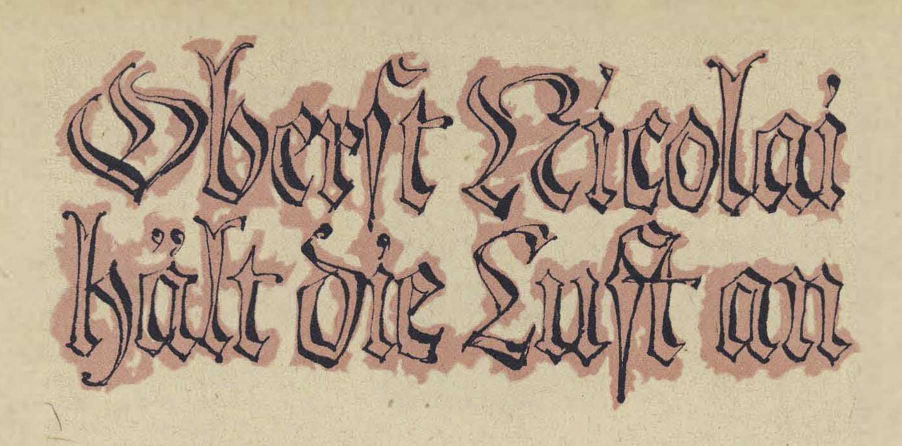
Karl Heinz Freitag





An der Umfrage arbeiteten mit: Oberfeldwebel H. Gehrke, Kapitänleutnant K.-D. Zehm, Feldwebel d. R. M. Brenner, Soldat J. Stiel, Unteroffizier H. Lehmann, Gefreiter P. Sieber, Unterleutnant H.-J. Redlich, Unteroffizier D. Kazmierzak. Die „Garnierung" besteht aus Beiträgen, die uns zahlreiche Genossen zur Verfügung stellten. Herzlichen Dank dafür.





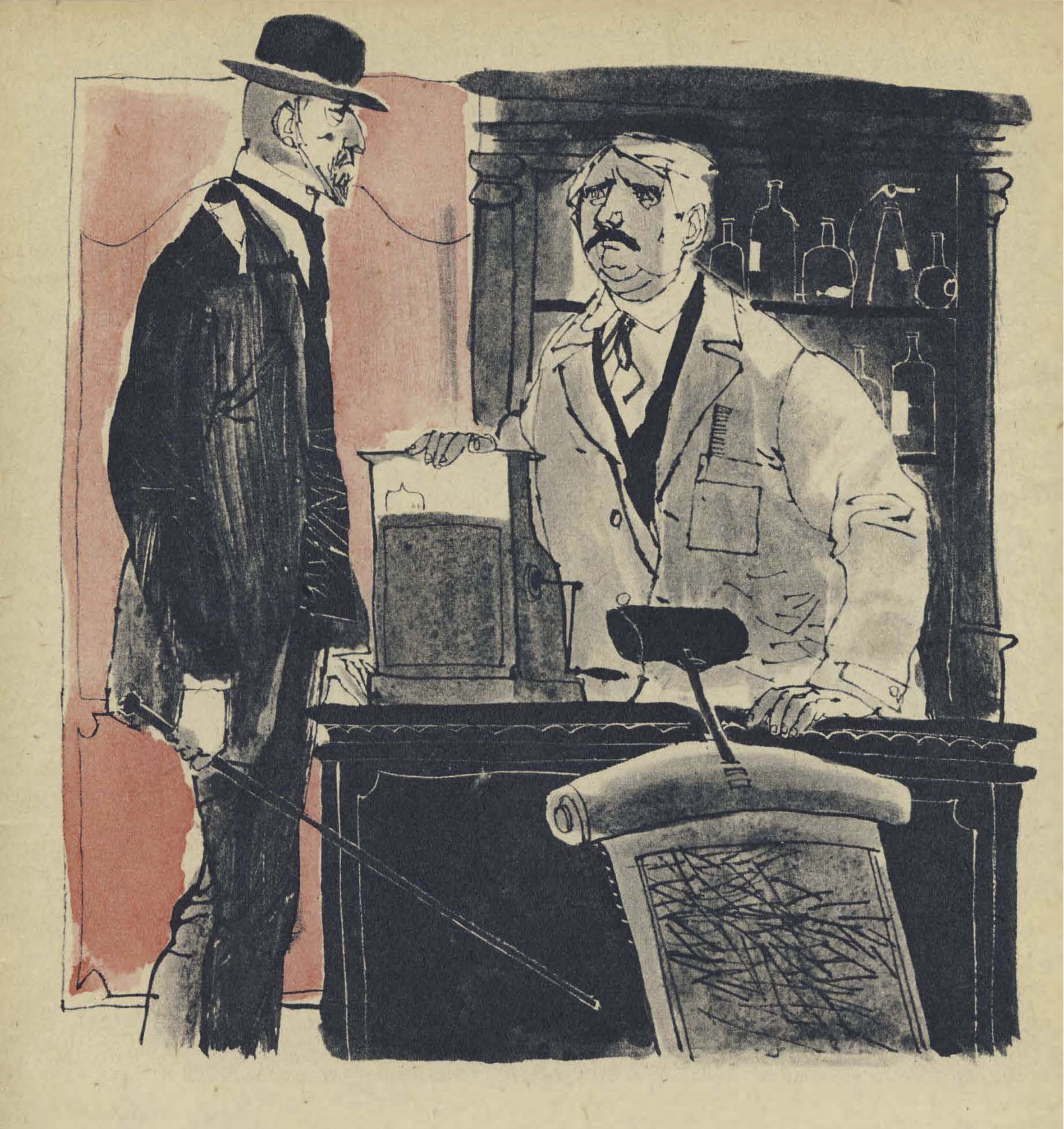
Mai 1910. Im Konferenzzimmer der Sonderabteilung von Scotland Yard herrscht Hochbetrieb. Der Oberinspektor höchstpersönlich weist seine Beamten ein. Ihm ist gar nicht wohl in seiner Haut. Zwar ist seine Abteilung dafür zuständig, alle Ausländer im Auge zu behalten, die aus irgendeinem kühlen Grunde England zu ihrem Lieblingsland erkoren haben, aber was da jetzt zu den Beisetzungsfeierlichkeiten König Eduards VII. auf ihn einstürmt, nimmt ihn und die Sonderabteilung aufs äußerste in Anspruch. Alle europäischen Monarchen mit zahlreichem militärischem Gefolge, republikanische Präsidenten und sonstige Bevollmächtigte aus der ganzen Welt müssen vor Anschlägen auf Leib und Leben gesichert werden. Jeweils zwei Mann werden für den Schutz einer Herrscherfamilie eingesetzt.

Abseits in einer Ecke sitzen die beiden Detektive Drury und Seal und schauen belustigt dem Treiben zu. „Na, was sagst du zu dem Rummel?" wendet sich Drury an seinen Kollegen. „Ein Trost, daß nicht wir diese hohen Tiere bewachen müssen", feixt Seal, „vor allem die Damen haben sicher soviel Schmuck an sich hängen, daß es bis in die Londoner Unterwelt leuchtet." – „Da brauchst du keine Bange haben", lächelt Drury zurück. „Ich habe vorhin gehört, daß der Chef alle bekannten Taschendiebe, Einbrecher und Hehler aus der Schmuckbranche hat verhaften lassen. Vorbeugen ist besser als heilen." Beide lachen. Seal wird als erster wieder ernst: „Aber was will der Alte mit uns? Er hat so geheimnisvoll getan . . .?" – „Abwarten", antwortet Drury. „Du weißt ja, wir sind die besten Pferde im Stall und werden wohl deshalb wieder am meisten und schnellsten rennen müssen."

Inzwischen ist es ruhiger im Zimmer geworden. Soeben verschwinden die letzten Beamten durch die Tür, und bis auf den Oberinspektor und die beiden Detektive ist jetzt niemand mehr im Raum. Ächzend läßt sich der Oberinspektor neben Drury und Seal in den Sessel fallen. „So, das wäre geschafft", sagt er, „und nun zu euch." Erwartungsvoll schauen die beiden auf ihren Chef, und als jener ein Zigarettenetui aus der Tasche zieht und jedem eine Brasil anbietet, zwinkern sich die beiden bedeutungsvoll zu. „Nanu", sagt Drury und zieht mit gespieltem Erstaunen die Augenbrauen in die Höhe, „Sie sind ja heute so freigebig, Chef, wo brennt's denn?" – „Sachte, sachte mein Junge, nicht so stürmisch. Diesmal will alles gut überlegt sein", erwidert jener und lehnt sich paffend im Sessel zurück. „Also hört mal gut zu: Ihr seid doch clevere boys, und ich habe deshalb für euch etwas Besonderes aufgehoben. Ihr braucht euch nicht um die illustren Potentaten zu bemühen, das ist eine reine Routinesache. Aber unser teurer Vetter* hat da in seinem Gepäck so einen älteren unscheinbaren Gentleman mitgebracht, einen gewissen Baron von Rostock. Dieser Bursche – äh, Baron – ist interessanter als die ganze Trauergesellschaft zusammengenommen. Er hat nämlich als deutscher Marineattaché in Südamerika ein bißchen den Spion gespielt, und es sollte mich doch sehr verwundern, wenn er hier nur aufgekreuzt ist, um unserem Eduard die letzte Ehre zu erweisen. Unser Mann in Berlin hat – Hiank Lod – jetzt die Augen offen gehabt und ihn avisiert. Well, boys, diesem Herrn werdet ihr euch an die Fersen heften, klar? Laßt ihn nicht aus den Augen. Seid vorsichtig, damit keine Beschwerden kommen. Und werft euch in Schale, wer weiß in welche erlauchte Umgebung ihr mit ihm geratet. Beobachtungen sind mir direkt und sofort über den bekannten Weg mitzuteilen. All right? Gut. Und nun ab durch die Mitte!"

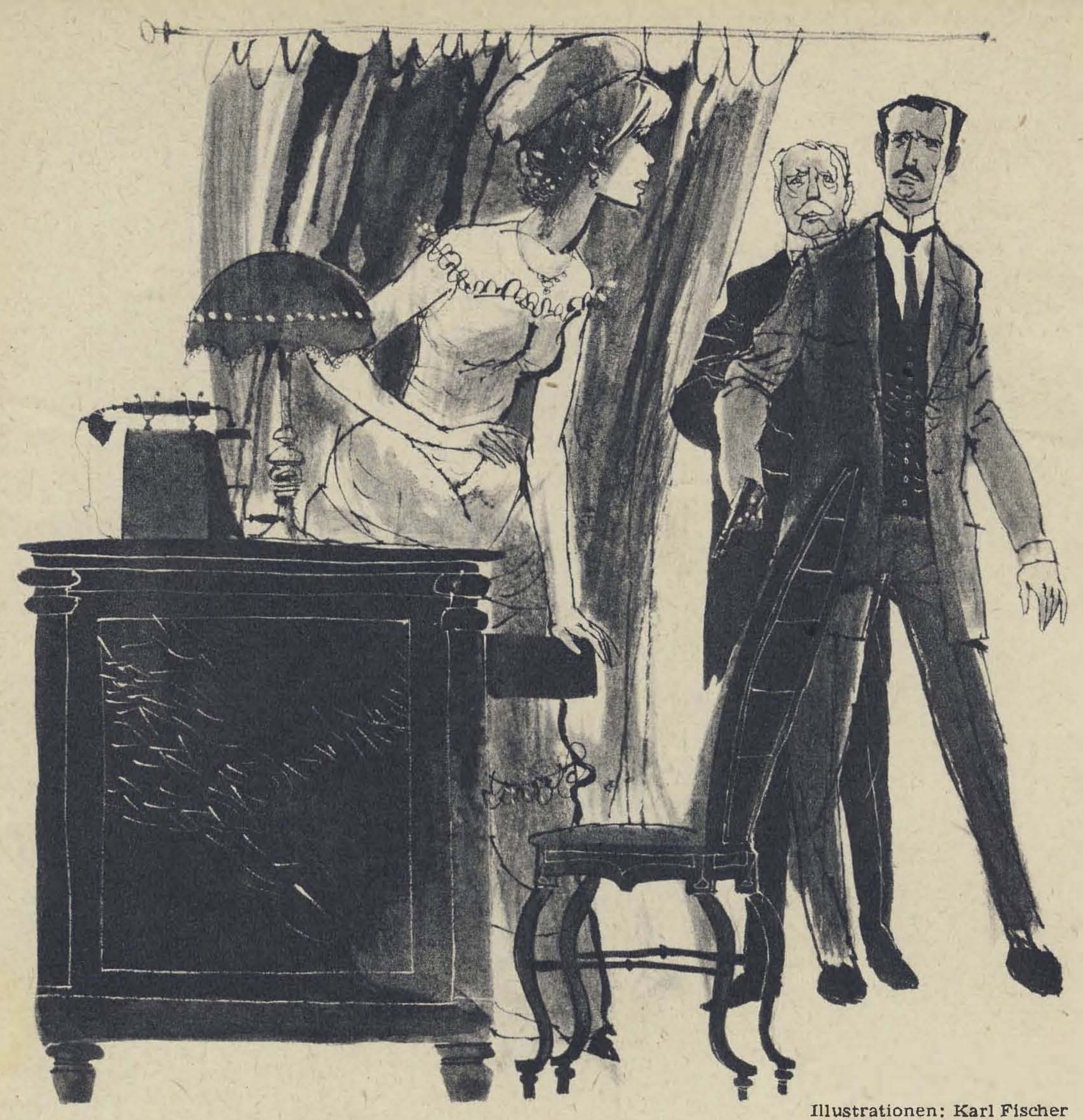
August 1914. „Was ist los? Das kann doch nicht wahr sein!" sagt Oberst Nicolai, Chef des deutschen Nachrichtendienstes, leise vor sich hin, dann läßt er sich müde in den Schreibtischsessel fallen. Blaß und um Jahre gealtert sieht er in diesem Moment aus. Es ist ja auch eine bestürzende Meldung, die er soeben erhalten hat: Gleich am ersten Tag des Krieges ist das gesamte deutsche Agentennetz in England schlagartig unschädlich gemacht worden. Einundzwanzig Spione verhaftet!

* Kaiser Wilhelm II. war der Neffe König Eduards VII. von England



In allen Büros der Abteilung III-B im Großen Generalstab herrscht eine Stimmung wie bei einem Staatsbegräbnis. Bis auf wenige Agenten mit Spezialauftrag hat Berlin jetzt auf den britischen Inseln kein Agentennetz mehr. Verrat? Unvorsichtigkeit? Zufall?
Erst Jahre später wird der Schleier über diese Sache gelüftet.

Im Trauerzug, der sich durch ein dichtes Spalier Londoner Bürger langsam vorwärts bewegt, weicht Baron von Rostock keinen Schritt breit von seinem durch das Protokoll vorgeschriebenen Platz ab. Den zwei würdigen Herren, die da gemessenen Schrittes einige Reihen von ihm entfernt dahin schreiten, sieht man es an, daß ihnen der Tod des Königs tief zu Herzen geht. Sie schauen mit Leichenbittermiene vor sich hin und lassen sich durch nichts von ihrem Schmerz ablenken. Aber als nach dem Trauerzeremoniell der Herr in der Galauniform eines deutschen Marineoffiziers zum Hotel zurückeilt, sind auch die beiden Herren verschwunden. Nur eine Droschke wartet zufällig an der belebten Ecke unweit des Hoteleingangs und ein Stutzer, der gemächlich vor dem Hotel, auf irgendeine Schöne wartend, hin und her geht, dreht gelangweilt seinen Spazierstock in der Hand. Plötzlich wird vom Portier die Tür aufgerissen. Ein Mann im eleganten Zivilanzug tritt mit schnellen Schritten heraus. Der Portier winkt eine der zahl-



Illustrationen: Karl Fischer

reichen Mietskutschen heran und bevor Seal unauffällig herantreten kann, knallt der Kutscher mit der Peitsche und treibt das Pferd an.
Der Detektiv hört nur ein unverständliches „. . . nian Road“, was sich auf mehrere Straßen beziehen kann.
„Das macht nichts, er wird uns schon nicht entkommen“, brummt Drury, als Seal in die heranfahrende Kutsche zusteigt. „Er hat auch nur ein Pferd wie wir . . .“
Die Droschke des Barons fährt im Trab durch die Charing Cross Road, dann biegt sie mehrere Male ab und rollt in die Caledonian Road, wo sie bald anhält. Die beiden Detektive setzen ihre Fahrt bis zur ersten Querstraße fort, schauen durch das Rückfenster hinaus und kehren dann erst um. Das Firmenschild über dem nicht sonderlich anziehenden Laden, in dem der Verfolgte verschwunden ist, haben sie schon beim ersten Vorbeifahren gelesen: K. G. Ernst. Coiffeur.
Der weltgewandte Baron sucht sich zur Pflege seiner Haare oder seines Bartes von allen Friseuren Londons gerade diesen schäbigen Barbierladen aus und fährt dazu noch eine halbe Stunde mit der Kutsche? Das glauben selbstverständlich weder die beiden Detektive noch der Oberinspektor. Und doch unternimmt Baron von Rostock außer diesem Besuch keinen einzigen Schritt in London, den sie ihm verübeln könnten. Der Schlüssel zu diesem Geheimnis muß also bei dem Friseur Ernst liegen. Was für ein Schlüssel das ist und wozu er dient, das müssen sie erst ermitteln.
Das ist nicht sehr schwierig, da sie wissen, wo sie den Hebel anzusetzen haben. Karl Gustav Ernst, ein Engländer deutscher Abstammung, Friseur und Inhaber eines praktisch nicht

existierenden Großhandels für Friseurbedarf, erhält von einer deutschen Firma durchschnittlich einmal im Monat ein Paket mit Waren, für die er sonderbarerweise nie etwas bezahlt. Die folgende, natürlich untersuchte Sendung enthält neben Cremes, Seifen, Parfüms und Haarnadeln auch Anweisungen, die mit einer Nummernchiffre unterzeichnet sind. Hier werden die Agenten angehalten, sich auf Berichte über die britische Kriegsmarine zu konzentrieren, da die Bodentruppen zu der Zeit noch keine wesentliche Rolle spielen.

Der Friseur Ernst nimmt das unversehrte Paket in Empfang, wenn auch mit einer kleinen Verspätung. Gleich am nächsten Tag bringt er zweiundzwanzig Briefe zur Post mit der Anschrift von Leuten, die über ganz England verstreut wohnen. Für die Detektive der Sonderabteilung bei Scottland Yard ist die Sache klar: Ernst ist der „Briefkasten" für den deutschen Nachrichtendienst in England und vermittelt die Verbindung zwischen der Berliner Zentrale und den Agenten. In diesem Sinne informiert der Chef der Sonderabteilung von Scotland Yard den Leiter der MI 5, der Spionageabwehrabteilung beim Intelligence Service.

Karl Gustav Ernst, der für seine Dienste einen Bettellohn in Höhe von einem Pfund monatlich erhält, wird vorläufig nicht verhaftet. „Wir hätten keinen Nutzen davon, wenn wir ihn und die anderen schon jetzt festnehmen", urteilen die Experten der Spionageabwehr nach einer Beratung mit Fachleuten der britischen Admiralität. „Ein Krieg steht nicht unmittelbar bevor, und die Informationen der Agenten, die jetzt mühelos überwacht werden können, bedeuten für die Sicherheit Großbritanniens keine große Gefahr. Wenn jedoch das ganze Netz zerschlagen wird, ist andererseits klar, daß die Deutschen genügend Zeit haben, ein neues aufzubauen, das vielleicht gründlicher und besser getarnt wird, und wer weiß, ob die Spionageabwehr erneut das Glück hätte, es rechtzeitig aufzudecken. Deshalb ist es günstiger, die deutschen Spione laufend zu beobachten und das Netz in dem Augenblick auszuheben, wenn es den Kriegsgegner am empfindlichsten trifft."

Diese Anschauung setzt sich schließlich durch. Erst am 5. August 1914 wird erfolgreich zugegriffen. Aus dem ganzen Ring entkommt nur ein einziger Spion, der durch einen neu eingeschleusten Agenten mit Sonderauftrag, Gustav Steinhauer, rechtzeitig gewarnt wird. Steinhauer hat festgestellt, daß er beschattet wird, und entkommt selbst nur um ein Haar den Verfolgern. Der Friseur Karl Gustav Ernst, Agent und Mittelsmann, wurde als britischer Staatsbürger zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Die anderen teilten das Schicksal aller gefaßten Spione. Sie wurden am Morgen des 5. August stillschweigend im Polizeinetz gefangen: sieben in London, drei in Newcastle, zwei in Portsmouth und je einer in Sittingbourne, Brighton, Winchester, Southampton, Weymouth, Falmouth, Warwick, Padsfow und Mountain Ash. Der Plan von MI 5 erwies sich mehr als gerechtfertigt. Als die Deutschen bei Mons mit britischen Vorhuten zusammentrafen, waren sie überrascht; sie wußten nicht, daß das britische Expeditionskorps England verlassen hatte. Deutschland war tatsächlich „blind" in den Krieg gegangen — nur weil ein Baron einen Friseurladen in der Caledonian Road besucht hatte.

Von den Einzelheiten wußte man Anfang August 1914 in Berlin selbstverständlich noch nichts, und für Oberst Nicolai war die Verhaftung der Agenten ein Rätsel, um so mehr als ihm bekannt war, daß die Abteilung MI 5 vom britischen Intelligence Service damals nur aus sieben Offizieren und sieben anderen Mitarbeitern bestand — nach Nicolais Meinung hoffnungslos unzulänglich für die Aufgabe der Spionageabwehr.

Es dauerte nicht lange und der deutsche Nachrichtendienst erlitt eine weitere Schlappe.

Miß Flora oder auch Flora von Polen war eine sehr schöne und verführerische Frau, von der niemand in Montreaux wußte, daß sie eine britische Agentin war. Sie selbst gab sich den Schweizer Behörden als österreichische Baronin aus. Mit den ihr eigenen Waffen attackierte sie erfolgreich einen deutschen Agenten, der sich als Professor Erhardt mit seinem Sekretär in Montreaux aufhielt. Sie wollte wichtige Dokumente in die Hand bekommen, die der „Professor" in seinem Besitz hatte.

Miß Flora gelang es innerhalb kurzer Zeit, Professor Erhardt gründlich den Kopf zu verdrehen. Er lud sie zu einem intimen Abendessen in sein Appartement ein. Selbstverständlich fehlte guter Champagner nicht. Als die Unterhaltung ziemlich fortgeschritten war, bat Miß Flora plötzlich ihren Verehrer, aus ihrem Zimmer doch das Kölnischwasser zu holen, da sie sich gern etwas erfrischen wolle . . .

Der Professor zögerte zwar kurz, ging aber dann doch. Die schöne Spionin ging rasch zu seinem Schreibtisch, um nach den bewußten Papieren zu suchen. Doch in diesem Augenblick trat Erhardts Sekretär, der seinen verliebten Chef gut bewachte, aus dem Nebenzimmer ein und richtete seine Pistole auf die schöne Spionin. Miß Flora bettelte, sie laufen zu lassen. Als Gegenleistung würde sie dafür die gesamte Organisation des britischen Geheimdienstes, soweit ihr diese bekannt sei, verraten. Die beiden Deutschen gingen auf dieses Geschäft ein und notierten sorgfältig die ausführlichen Schilderungen ihrer Gefangenen. Der Morgen graute schon, als Miß Flora endete. Die Angaben waren so gespickt mit Namen und Einzelheiten, daß die beiden deutschen Agenten überzeugt waren, ihnen sei ein Husarenstück gelungen. Sie ließen Miß Flora schließlich gehen.

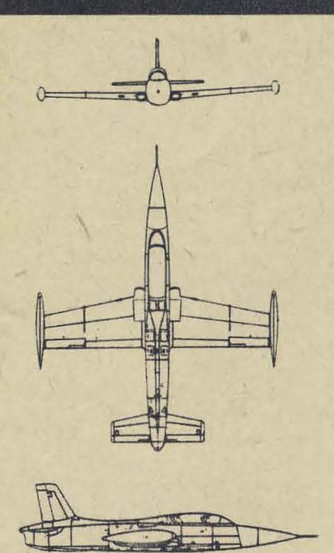
Eine Woche nachdem Professor Erhardt seine Meldung nach Berlin abgeschickt hatte, wurde er mitsamt seinem Gehilfen abberufen. Die Angaben der britischen Spionin waren von A bis Z erdacht und erfunden . . .

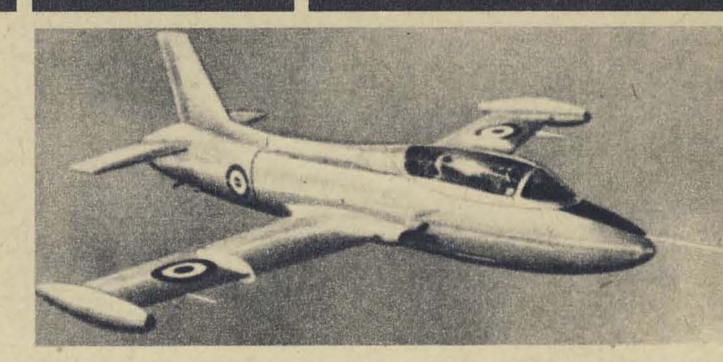
Solche bittere Pillen mußte Oberst Nicolai während des Krieges mehrmals schlucken. Übrigens, ähnliche Pleiten erlebten ab und zu auch seine Gegner. Nur wurde darüber nach dem Kriege in Deutschland sehr viel geschrieben, während Nicolai und seine Verschworenen über ihre Niederlagen verbissenes Schweigen wahrten.

ARMEE-RUNDSCHAU 10/1964

TYPENBLATT

NATO-FLUGZEUGE STRAHLTRAINER





Aermacchi MB 326 (Italien)

Taktisch-technische Daten:

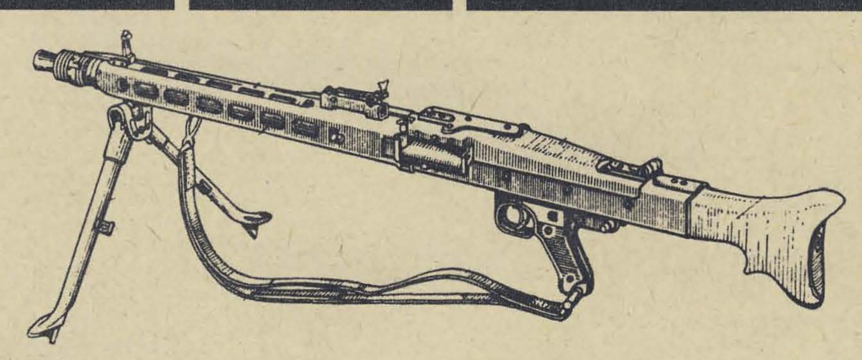
Abflugmasse mit Flügeltanks	3320 kg
Länge	10,66 m
Spannweite	10,04 m
Höhe	3,54 m
Höchstgeschwindigkeit	805 km/h
Gipfelhöhe	13 000 m
Besatzung	2 Mann

Dieses Strahltrainingsflugzeug existiert auch in den Versionen Navigations- und Radartrainer MB 326 C mit einem Triebwerk höherer Schubleistung. Es besitzt die elektronische Ausrüstung der Lockheed F-104. Seine Start- und Landestrecke sind relativ gering (630 bzw. 650 m).

ARMEE-RUNDSCHAU 10/1964

TYPENBLATT

NATO-WAFFEN SCHÜTZENWAFFEN



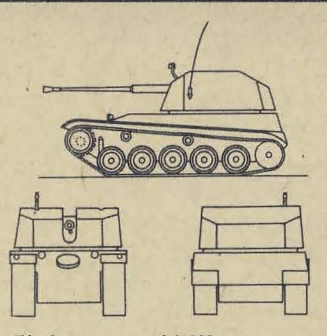
MG 1 (Westdeutschland)

Taktisch-technische Daten:

Masse ohne Gurttrommel als lMG	11,6 kg
Masse ohne Gurttrommel als sMG	24,0 kg
Masse der gefüllten Gurttrommel	2,31 kg
Länge	1230 mm
Breite	130 mm
Höhe	190 mm
Patrone	NATO-Pat. T 65 (24,4 g)
Inhalt der Gurttrommel	50 Patr.
günst. Schußentfernung (lMG)	400 m
günst. Schußentfernung (sMG)	1200 m
Feuergeschwindigkeit	120 Schuß/min

Das Maschinengewehr 1 ist eine Weiterentwicklung des MG 42 der faschistischen Wehrmacht. Es gehört zur Standardbewaffnung der Bonner Armee. Mit Zweibein wird es als lMG, mit Lafette als sMG eingesetzt.

ARMEE-RUNDSCHAU 10/1964 | TYPENBLATT | NATO-FAHRZEUGE Fla-SFL





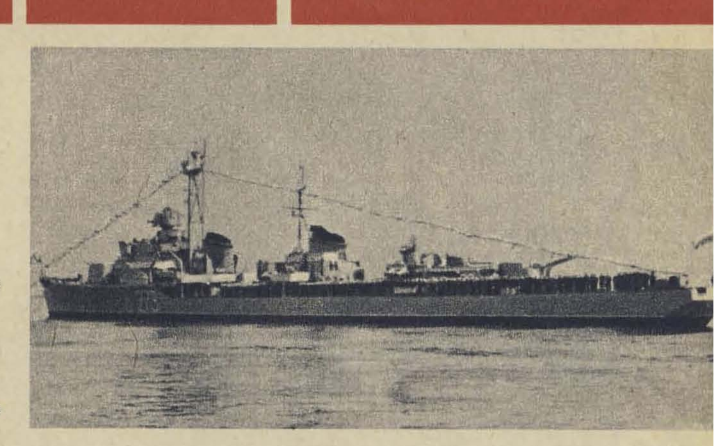
Flakpanzer AMX (Frankreich)

Taktisch-technische Daten:

Masse	15 t
Länge	5,1 m
Breite	2,7 m
Höhe (gesamt)	2,4 m
Höchstgeschwindigkeit	60 km/h
Fahrbereich	300 km
Bewaffnung	40-mm-Kanone (Flak)
Besatzung	3 Mann

Der Flakpanzer AMX ist 1952 in die Bewaffnung der französischen Armee aufgenommen worden. Als Grundlage seiner Konstruktion diente der Aufklärungspanzer AMX 13. Die Panzerung des Fahrzeuges beträgt am Bug 40 mm, an den Seiten 20 mm. Der Gefechtsraum ist allseitig kugel- und splittersicher.

ARMEE-RUNDSCHAU 10/1964 | TYPENBLATT | SCHIFFE DES SOZIALISTISCHEN LAGERS



Zerstörer „Wicher"-Klasse (VR Polen)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	2500 ts
Länge	120 m
Breite	13 m
Geschwindigkeit	38 sm/h
Bewaffnung	2 Zwillingstürme, 7 Universalgeschütze, 2 Torpedorohrsätze zu je 4 Rohren, Minen, Wasserbomben

Die Zerstörer der „Wicher"-Klasse gehören zu den größten Einheiten der polnischen Seestreitkräfte. Sie sind moderne und gut ausgerüstete Schiffe für verschiedene Aufgaben.

Vorbeugen ist besser



... als Reifenschäden heilen oder überhaupt erst verursachen. Man kann nicht oft genug fragen: Ist alles in Ordnung an meinem Fahrzeug? Radstellung, Lenkung, Fahrgestell, Bremsen, Radkästen und Kotflügel sind Bestandteile des Fahrzeuges, die bei Beschädigung oder falscher Einstellung die Laufleistung der Reifen und ihre Lebensdauer stark herabsetzen.



Beachte den Tip vom Reifenpit:



Kraftfahrer! Achtet auf vorschriftsmäßigen Sturz und richtige Vorspur. Prüft Radlager auf Spiel und Dichtigkeit. Versetzte Achsen, verbogene und verwundene Rahmen beeinträchtigen den einwandfreien Radablauf. Schadhafte Lenkungs- oder Federungselemente, ungleichmäßig wirkende oder blockierende Bremsen und hervorstehende Teile im Radbereich sind Feinde der Reifen.

Sicher fahren
Kosten sparen
durch
Reifenpflege



VOLKSEIGENE REIFENWERKE DER DDR

Wo geblitzt werden soll...



PENTINA FM

ist die Kleinbild-Spiegelreflexkamera PENTINA FM genau die Richtige. Der Zentralverschluß PRESTOR REFLEX gestattet Elektronenblitzaufnahmen mit kürzesten Belichtungszeiten bis 1/500 s. Ein neues Einstellsystem mit Fresnelfläche zeigt ein sehr helles Sucherbild und bietet zwei Möglichkeiten der Scharfeinstellung. Alle Bedienungselemente sind zweckmäßig angeordnet, und das formschöne Äußere charakterisiert nicht zuletzt die PENTINA FM als moderne Kamera.

Preis: 640,– MDN
Auch auf Teilzahlung

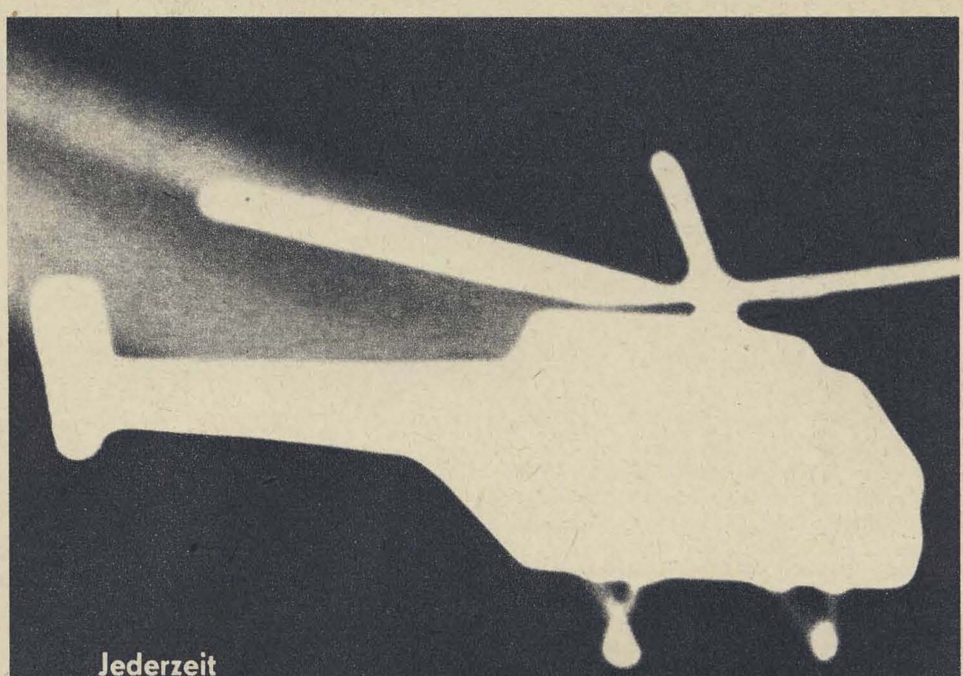


Weitere Merkmale:
36 Aufnahmen 24 x 36 mm,
Festeingebauter Prismensucher,
Belichtungsautomatik,
Schnellaufzug,
Wechselobjektive mit automatischer Springblende,

Meyer Lydith	3,5/30 mm
Jena-T	2,8/50 mm
Jena Cardinar	2,8/85 mm
Meyer Domigor	4/135 mm



VEB PENTACON DRESDEN
Kamera- und Kinowerke



CHEMIE und Schutzmaske

VON MARTIN BÄSIG

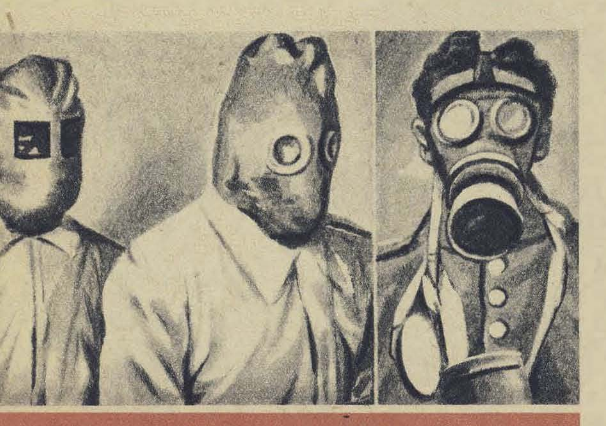
Zugegeben, es ist keine reine Freude, sich unter der Schutzmaske durch das Gelände zu bewegen. Der Schweiß rinnt in Strömen, und allein schon das Atemholen strengt mit der Zeit an. Doch gerade weil es zunächst sehr beschwerlich ist, die Schutzmaske während der Ausbildung zu tragen, sollte man sich an sie rechtzeitig gewöhnen – es könnte sich sonst im Gefecht bitter rächen. Denn die Schutzmaske ist nach wie vor das wichtigste persönliche Schutzmittel jedes Soldaten. Sie schützt ihn weitgehend vor der Einwirkung chemischer Kampfstoffe, radioaktiven Staubes und biologischer Kampfmittel. Und das ist möglich, weil die Filterbüchse Stoffe und Vorrichtungen enthält, mit deren Hilfe die vergiftete, aktivierte oder verseuchte Atemluft gereinigt werden kann.

Die Entwicklung der Atemschutzmittel begann im ersten Weltkrieg, als die imperialistischen Staaten chemische Kampfstoffe in großem Ausmaß anwandten. Man schützte sich zunächst durch Mulläppchen, die mit einer Lösung von Fixiersalz (Natriumthiosulfat, $Na_2S_2O_3$) getränkt waren (Schutz vor Chlor).

Die ersten „Gasmasken" enthielten Aktivkohle und schützten vor dem ab 1916 eingesetzten Phosgen, einem lungenschädigenden Kampfstoff. Die kriegführenden Staaten trachteten daraufhin danach, Kampfstoffe zu entwickeln, die die Aktivkohleschicht durchschlagen konnten und somit als „Maskenbrecher" wirkten. Das gelang der kaiserlich deutschen Armee durch den Einsatz des Nasen- und Rachenreizstoffes Diphenylarsinchlorid, der als feiner Schwebstoff von der damaligen Schutzmaske nicht zurückgehalten wurde, da sie kein Schwebstoffilter enthielt.

In der Folgezeit wurden immer höhere Forderungen an ein Schmutzmaskenfilter gestellt, und heute muß es, wie gesagt, in der Lage sein, nicht nur vor chemischen Kampfstoffen, sondern auch vor radioaktivem Staub und vor biologischen Kampfmitteln zu schützen. Soweit zur Entwicklung der Schutzmaskenfilter. Untersuchen wir nun, welche Funktionen die einzelnen Bestandteile der Filterbüchse erfüllen müssen. Betrachten wir zunächst die Aktivkohle.

Sie wird durch Erhitzen bestimmter organischer Stoffe, z. B. Holz oder Torf, unter Luftabschluß hergestellt. Das organische Material verkohlt, und es bleibt ein sehr poröses Kohlenstoffgerüst zurück. Untersuchungen mit Hilfe von Röntgenstrahlen ergaben, daß Aktivkohle aus locker zusammenhängenden, kleinsten Graphitkristallen besteht. Graphit ist bekanntlich eine Art (Modifikation) des Kohlenstoffs. Da die Kristallgröße unvorstellbar klein ist (Durchmesser 0,000 002 mm) errechnet sich die Oberfläche von 1 g Aktivkohle zu etwa 2000 m^2. Zum Teil bedecken sich die Kristalle gegenseitig, so daß die tatsächliche Oberfläche geringer ist. Sie erreicht aber immer noch Werte von über 1000 m^2 pro Gramm. Die beinahe unglaubliche Zahl läßt sich nur verstehen, wenn man sich vorstellt, daß die Aktivkohle von unzähligen kleinsten Kanälen (Kapillaren) durchzogen wird, die mit ihrer Oberfläche zur Gesamtoberfläche beitragen. Die große innere Oberfläche hat eine intensive Adsorption verschiedener Stoffe zur Folge; d. h., die Aktivkohle ist in der Lage, Stoffe anzulagern, locker zu binden. Darüber hinaus ist für die Filterwirkung noch ein anderer Vorgang von Bedeutung, den man Kapillarkondensation nennt. Man hat gefunden, daß der Dampfdruck einer Flüssigkeit in einer Kapillare niedriger als in einem weiten Gefäß ist. Je kleiner der Durchmesser der Kapillare, um so größer ist die Dampfdruckverringerung, d. h.,



Die ersten Schutzmasken„modelle" aus der Zeit des ersten Weltkrieges. Sie waren noch sehr unvollkommen und enthielten auch noch keine Schwebstoffilter.



schon bei geringen Konzentrationen des Dampfes in der umgebenden Luft tritt dessen Kondensation ein. Adsorption und Kapillarkondensation sind somit die Ursachen für die Filterwirkung der Aktivkohle. Dabei kommt der Kapillarkondensation die größere Bedeutung zu, denn sie bewirkt, daß gute Aktivkohle etwa 20 Prozent ihres Volumens an Kampfstoffdämpfen aufnehmen kann.

Es läßt sich nachweisen, daß Aktivkohle nur einen Teil der schädlichen Stoffe aus der Atemluft entfernt. Schwebstoffe werden z. B. nicht abgeschieden, d. h., Aktivkohle allein schützt nicht vor radioaktivem Staub. Hier helfen die sog. Schwebstoffilter, die aus Zellulose bestehen und in denen eine rein mechanische Abscheidung der relativ großen Schwebstoffteilchen stattfindet.

All die giftigen Gase und Dämpfe, die weder vom Schwebstoffilter noch von der Aktivkohle entfernt werden, bindet man durch eine „chemische Schicht" (Chemosorption); oder katalytische Vorgänge sorgen für das Unschädlichmachen des Giftstoffes. Bei der Chemosorp-

tion laufen also Vorgänge ab, die, im Gegensatz zur Adsorption an der Aktivkohle, nicht umkehrbar sind. Die „chemische Schicht" besteht meist ebenfalls aus Aktivkohle, die jedoch mit chemisch aktiven Stoffen getränkt ist. Man kann aber auch chemisch aktive Stoffe in gekörnter Form einsetzen.

Die chemischen Filtermassen können entsprechend dem Verwendungszweck recht unterschiedliche Zusammensetzung haben. Sollen saure Gase, z. B. Chlorwasserstoff, Schwefeldioxyd und nitrose Gase, aus der Atemluft entfernt werden, so wird man basische Stoffe verwenden. Umgekehrt werden zur Bindung von basischen Dämpfen (z. B. Ammoniak) saure Filtermassen verwendet. Die genannten sauren und basischen Gase werden zwar nicht als Kampfstoffe eingesetzt, jedoch können einige dieser Stoffe (nitrose Gase) beim Betanken von Flüssigkeitsraketen mit Salpetersäure auftreten, so daß sich die Bedienungsmannschaft vor ihnen schützen muß.

Es gibt auch mit Salzen getränkte Filtermassen, die mit dem zu entfernenden Gas Komplexverbindungen eingehen. So wird z. B. die als Kampfstoff einsetzbare Blausäure durch Komplexbildung mit Kupfer- und Zinksalzen entfernt, wobei feste Verbindungen entstehen.

Schließlich gibt es Filtermassen, die eine Zersetzung der schädlichen Gase und Dämpfe in leicht zu bindende Spaltprodukte bewirken. Auf diese Weise wird z. B. Phosgen aus der Atemluft entfernt. Der gasförmige, lungenschädigende Kampfstoff wird in Gegenwart von Aktivkohle mit Wasser in Kohlendioxyd und Chlorwasserstoff gespalten. Dabei dient die Aktivkohle nicht als Adsorptionsmittel, sondern als Katalysator (Stoff, der einen chemischen Vorgang beschleunigt).

Für alle, die es noch genauer wissen wollen, hier die Gleichung:

$$CO\ Cl_2 + H_2O \longrightarrow CO_2 + 2H\ Cl$$

Der Chlorwasserstoff, der beim Einatmen die Atmungsorgane stark reizen würde, kann von einem basischen Imprägniermittel (z. B. Kaliumcarbonat) gebunden werden:

$$2\ HCl + K_2CO_3 \longrightarrow 2\ KCl + H_2O + CO_2$$

Katalytische Vorgänge spielen sich auch in der CO-Filterbüchse ab. Das giftige Kohlenmonoxyd, vor dem die üblichen Filter nicht schützen, kann beim längeren Schießen in ständigen Kampfanlagen oder im Panzer entstehen, wird jedoch nicht als chemischer Kampfstoff eingesetzt. Es entsteht bei der unvollständigen Verbrennung von Kohle und Kohlenstoffverbindungen und kann sich demnach auch in Unterkünften bilden, wenn die Öfen zu zeitig geschlossen worden sind. Es gibt nun eine spezielle CO-Filterbüchse, die sowohl allein, als auch mit der normalen Filterbüchse kombiniert, benützt werden kann.

Bekanntlich verbrennt Kohlenmonoxyd beim Anzünden zu Kohlendioxyd. Letzteres ist ungiftig. In der CO-Filterbüchse befindet sich ein Katalysator, der die Oxydation des CO zu CO_2 schon bei Raumtemperatur bewirkt. Auf diese Weise wird die Atemluft vom giftigen Kohlenmonoxyd gereinigt.

$$2\ CO + O_2 \longrightarrow 2\ CO_2 + 136\ kcal$$

Voraussetzung für die Funktionstüchtigkeit ist eine ausreichende Sauerstoffkonzentration in der Atemluft. Außerdem ist zu beachten, daß sich bei hohen CO-Konzentrationen die Katalysatormasse und damit auch die Atemluft stark erwärmen können, da die Bildung von CO_2 aus CO exotherm (unter Freiwerden von Wärmeenergie) verläuft.

Als Katalysator dient ein Gemisch aus Mangandioxyd und Kupferoxyd. Der Hopkalit genannte Mischkatalysator ist äußerst empfindlich gegenüber Wasserdampf, kann jedoch bei Fernhalten von Feuchtigkeit unbegrenzt benutzt werden. Daher ist er von Trockenmasse umgeben, die den Wasserdampf bindet.

Bei allen bisher genannten Verfahren des Atemschutzes ist man auf eine ausreichende Sauerstoffkonzentration der Luft angewiesen. Es gibt jedoch auch Verfahren, bei denen man von der Luft völlig unabhängig ist. Dabei kommt den Atemschutzgeräten auf chemischer Basis besondere Bedeutung zu, die gegenüber den Regenerationsgeräten mit Drucksauerstoff bedeutende Vorteile besitzen. Sie arbeiten nach dem Prinzip:

$$\text{Sauerstoffabgebende Massen} + H_2O + CO_2 \longrightarrow O_2 + H_2O\text{-Bindung} + CO_2\text{-Bindung}.$$

Die beim Ausatmen entstehenden Stoffe (Wasserdampf, Kohlendioxyd) setzen eine äquivalente Menge Sauerstoff in Freiheit, wobei sie selbst chemisch gebunden werden. Für diese Zwecke wird seit vielen Jahren das Natriumperoxyd (NA_2O_2) verwendet. Die ablaufenden Reaktionen sind sehr verwickelt, jedoch gibt die folgende Gleichung ein schematisches Bild der Vorgänge wieder:

$$2\ Na_2O_2 + CO_2 + H_2O \longrightarrow Na_2CO_3 + 2\ NaOH + O_2$$

Inzwischen hat man noch andere Stoffe gefunden, von denen pro Masseneinheit mehr Sauerstoff abgegeben wird. Mit den damit ausgestatteten Geräten kann man in Räumen mit ungenügendem Sauerstoffgehalt bzw. unter Wasser arbeiten.

In Abhängigkeit von der körperlichen Belastung des Trägers ist die sichere Sauerstoffversorgung zwischen 30 Minuten und 5 Stunden möglich.

Solche Geräte wird man natürlich nur bei besonderer Notwendigkeit einsetzen. In der Regel dürfte die Schutzmaske mit Filterbüchse genügen, an die sich also der Soldat nicht früh genug gewöhnen kann – auch wenn es keine reine Freude ist.

Kultur ist, *wenn man's trotzdem macht*

Aus dem Tagebuch des FDJ-Sekretärs Oberleutnant Popow

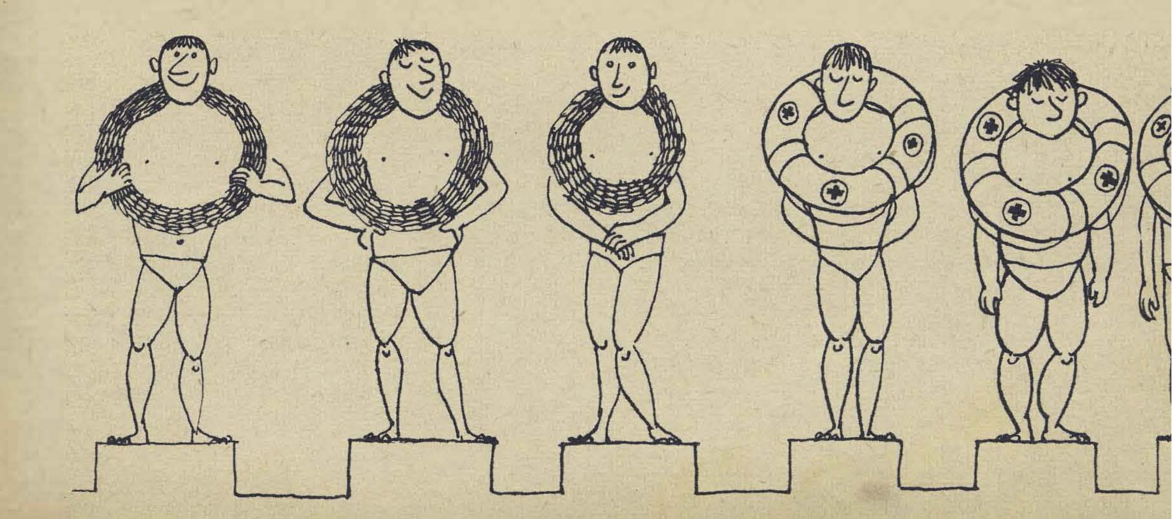
Fortsetzung aus Heft 9/64

15. Juli

Die ersten 10 von 28 Soldaten der Einheit Mademann stehen an diesem Sommerabend erwartungsvoll am Beckenrand des Schwimmbassins. Aller Augen sind auf Hauptmann Klietsch, den Sportoffizier, gerichtet. Klietsch ist die Ruhe selbst. Nach wie vor kann er es nicht glauben, daß die 28 Burschen ohne Ausnahme im See die Bedingungen für die Stufe III des Schwimmabzeichens abgelegt haben. Er ist viel zu sehr Sportler, um ihnen diesen Erfolg nicht zu gönnen, aber er kennt auch den Schwierigkeitsgrad dieser Übung, und so sah er sich gezwungen, ein Kontrollschwimmen zu verlangen und die herausfordernden Blicke mit Gelassenheit zu erdulden.
Ein Pfiff — 10 Körper zerteilen das Naß. 50 Meter, 100 Meter, 150 Meter, mal hin, mal her. Man schaut besorgt auf die Uhr.
Schon bleiben die Schwächsten zurück. Die Stoppuhr zeigt 9:35 Min. Einer tippt an die Zielwand. Nur ein Genosse! Von zehn. Den noch Schwimmenden wird zugerufen: „Weiter, weiter, für Stufe II!"
Zu dem einen Glücklichen gesellen sich von den übrigen 18 Soldaten noch zwei hinzu. Schluß! Alle anderen schaffen nur die Stufe II. Einige lassen den Kopf hängen. „Was ist los? Ist das Chlorwasser schuld? Liegt's an den Wellen?" Nichts von alledem. Es ist gewiß: Die Genossen der 7. Kompanie sind Opfer einer nachlässigen Überprüfung geworden. Die 400-m-Bahn im See war nicht genau vermessen und anstatt der Stoppuhr eine Armbanduhr verwendet worden. Der Sportoffizier mißtraute zu Recht. Alle sind sich über eins im klaren: Besser Stufe II und ehrlich erworben, als Stufe III mit Mogeln.

29. Juli

FDJ-Leitungssitzung des Bataillons. Acht Leitungsmitglieder sind anwesend, dazu die FDJ-Sekretäre der Kompanien. Manchmal saßen wir nur zu dritt. Das wurde dann meist eine Spinnstunde. Heute wird es nicht so sein. Ich gebe die Schwerpunkte für den Monat August bekannt. Anschließend berichtet der FDJ-Sekretär der 7. Kompanie, Soldat Derlig, über die bisherigen Erfahrungen bei der Entwicklung des geistig-kulturellen Lebens.
Ein rundes Vierteljahr ist Derlig erst bei der Fahne, aber was er sagt, hat Hand und Fuß. Die Grundlage seines Berichtes bildet das Kampfprogramm der Kompanie. Er schlußfolgert: „Mitzuhelfen, unsere Verpflichtungen zum 15. Jahrestag der Republik zu erfüllen, darauf kommt's jetzt wohl an."
Wir beraten, wägen ab und beschließen folgenden Plan:
11. August: Technisches Forum über Fragen des neuen Schießplatzes, der Kybernetik u. a. m.
21. August: Streitgespräch mit allen FDJ-Aktivisten zum Thema: „Ist es egal, wo du lebst?"
28. August: Fünftes Streitgespräch der Unteroffiziere. Thema: „Über die Kunst der Menschenführung."



Außerdem:

- Mathematikolympiade
- Preisausschreiben zu Ehren des 15. Jahrestages unter dem Motto: „Was haben wir und ich erreicht?“ (Erlebnisberichte, Kurzerzählungen, Gedichte, Fotosammlungen u. a. m.)
- Unterstützung der Bewerber für das Abzeichen „Für gutes Wissen“.

Das sind die Maßnahmen fürs gesamte Bataillon. Die Kompanie-FDJ-Organisationen planen nach eigenem Ermessen. Doch wir sind uns einig: Diese erste gemeinsame Beratung bringt uns sicher ein Stück weiter.

30. Juli

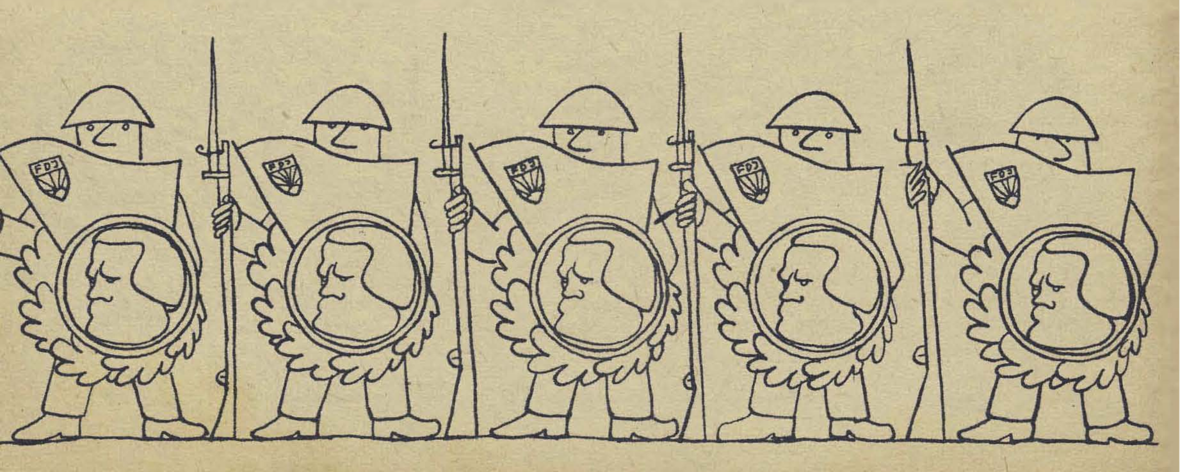
Wenn man heute den Kühen ein Ständchen bläst, müssen sie nicht schon morgen mehr Milch geben. So oder ähnlich sagte es einer auf der 2. Bitterfelder Konferenz.
Soldat Borchert, im zivilen Beruf Typograph und sonst Schallplatten- und Literaturliebhaber, ist Kompanieschreiber der Siebenten, des Hauptfeldwebels linke Hand und Kraftfahrer. Während der letzten Übung fuhr er den SIS mitsamt der Mutter der Kompanie in eine Senke, so daß das Ding beinahe gekippt wäre. Sollten Borcherts Gedanken vorübergehend bei „Figaros Hochzeit“ oder Mary Lou geweilt haben? Wie es auch sei: Auch der Hauptfeldwebel wurde überraschend musikalisch und flötete ihm eins. Borcherts persönliche Verpflichtung, neben Kunst und Literatur auch mit der Technik auf gutem Fuße zu stehen, geriet arg in Gefahr.

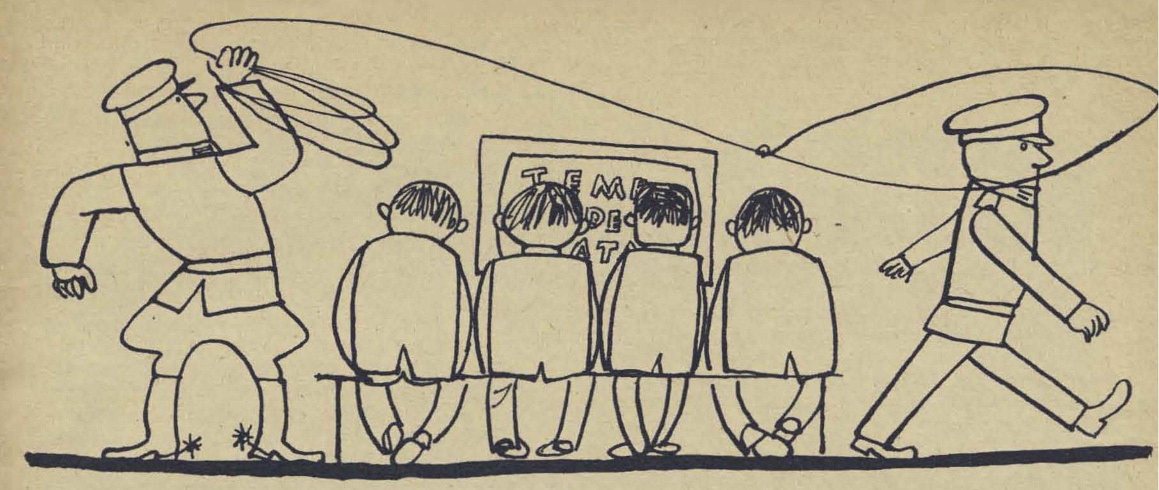
1. August

Bisher sah es in unserem Bataillon etwa so aus: „Soundso viele Genossen meiner Kompanie wollen das Abzeichen ‚Für gutes Wissen‘ erwerben.“ Strahlend berichtete das ein jeder Kompaniechef seinem Vorgesetzten. „Einen Zirkel werden wir haben, Genossen, unseren jungen, lernbegierigen Menschen die größte Unterstützung.“ Dann rann die Zeit dahin. Wache — Übung — Schießen — Kommandierungen — Kartoffelschälkommando — Nachtausbildung... Ja, turbulent ist das Soldatenleben, voller „Varianten“.
Die erste: „Ich wollte..., wollte mal fragen, wegen des Abzeichens.“ — „Ja, Genosse, studieren Sie fleißig. Hier! Alles von Marx bis Lenin in nur einer Broschüre!“
Die zweite: „Also Genossen, wir sind hier zum Zirkel versammelt, vereint in dem Bemühen, Beste zu werden. Die Abzeichen spielen da eine gewaltige Rolle. Also notiert: Die Grundsätze des Marxismus-Leninismus beflügeln uns, unsere Aufgaben zu erfüllen. Punkt. Habt ihr? So, Genossen, für heute schließen wir. Und wenn die Prüfung ist, gebt euch ja alle Mühe...!“
Plötzlich kommen dann die Prüfungen tatsächlich. So jetzt beispielsweise. Es ist nämlich ein Beschluß von höherer Stelle gefaßt worden, die Bewerber für Bronze und Silber ab sofort im Rahmen des Truppenteils zentral zu prüfen. Also: Alles, was Bildung hat, ran an die geistige Front. Auch die Ehre der siebenten steht auf dem Spiel. Fünf von sieben Mademännern, die sich für Silber im Kampfprogramm verpflichtet hatten, werden nach zähem Büffeln ins Gefecht eingeführt. Sie behaupten sich wacker und ernten silbernen Lorbeer. Den haben sie verdient, doch trotz alledem: Hier und da riecht's noch immer nach Improvisation.

3. August

Aber das Beispiel macht Schule. Unterfeldwebel Miller, der ebenfalls Silber erworben hat, blies im Auftrage des Zirkelleiters, Kompaniechef Mademann (keine Zeit), noch einmal zum Sammeln. Heute sah ich Genossen nach Dienstschluß eifrig studieren. Zu ihnen gehört Unteroffizier Müller, einer der besten Gruppenführer in der militärischen Ausbildung. Er bereitet sich auf Bronze vor und verstaute „Die große Initiative“ und das Opernbuch in seinem Sturmgepäck. Zeit ist kostbar, und so wird er auch die freien Wachstunden zum Studium nutzen. Dieser junge, aufgeweckte Unteroffizier schafft es bestimmt (die letzte Prüfung in der politischen Schulung brachte ihm eine glatte Eins). Als ich ihn frage, was er Lenins Schrift bisher entnommen habe, antwortet er: „Das ist im Kleinen genauso wie im Großen: Um die Produktivität der Arbeit oder, wie bei uns, die Ergebnisse der Ausbildung zu erhöhen, müssen eben alle mitmachen. Mit Herz und Hand, versteht sich. Darauf richte ich jedenfalls meine Arbeit aus, jetzt, wo's um den Titel ‚Beste





Illustrationen: Paul Klimpke

Gruppe' geht. Übrigens", fügt er verschmitzt hinzu, „soviel hab' ich inzwischen schon gelernt: Wer mit Lenin geht, der geht auch nicht irre."

4. August

Inzwischen läßt auch der Gefreite Westphal, Vorsitzender des Klubrates, die Zeit nicht ungenutzt verstreichen. Er hat zur Neugründung des Mal- und Zeichenzirkels aufgerufen. Die meisten der erschienenen Genossen haben vorher noch nicht selbständig gemalt. Aber der Zirkel ist ja dazu da, den Interessierten die Grundbegriffe beizubringen. Soldat Goletzke, von Beruf Malermeister, nickt zustimmend: „Wenn ich draußen den Auftrag bekam, ein Wandbild anzufertigen, geschah das meist nur nach Vorlage. Lediglich abzuzeichnen befriedigt mich aber nicht mehr. Ich brauche Grundkenntnisse der Anatomie und der Gestaltung. Wenn ich was dazulernen kann, bin ich dabei." Eine Stunde später wälzt Soldat Goletzke das Buch „Anatomie des Menschen".
Genosse Westphal, der, ohne sich lange betteln zu lassen, die Leitung des Zirkels übernommen hat, kommt aus dem Zentralen Haus der Jungen Talente in Berlin. Als Dekorateur und Zeichner legte er dort kaum den Pinsel aus der Hand. Nach der Einberufung zur Armee im Herbst 1963 vergingen keine 14 Tage, da erkundigte er sich schon nach Interessenten für einen Zirkel. Die Regimentsleitung stellte einen Raum zur Verfügung, und es war eine Freude zu sehen, mit wieviel Elan und Ernst die Musensöhne an die Arbeit gingen. Nach den Wintermonaten begann dann jedoch ein ruheloses Leben. Die Zeit wurde knapp, und die Puste ging aus. „Da wird man ja sauer", resignierte Gefreiter Westphal, „Kultur ist, wenn man's trotzdem macht", wiederholten wir unerbittlich, und so kam es zum heutigen Neubeginn.

7. August

Im Kampfprogramm der 7. Kompanie steht: Gestaltung eines vorbildlichen Kompanieklubs und Entwicklung eines vielseitigen kulturellen Lebens. Der Hauptfeldwebel, kein Freund vieler Worte, ließ ohne große Umstände seinen Musikschrank aus seiner Privatwohnung in den Kompanieklub überführen. Viele erstaunte Gesichter, noch mehr lobende Worte. „Haltet den Kasten in Ordnung, sonst seid ihr ihn wieder los", kommentierte Richter nur kurz.
Auch Oberleutnant Mademann hat sich was einfallen lassen. Er beauftragte Unterleutnant Hofsommer, einen Offizier der Reserve, ein Streitgespräch über den Film „Tempel des Satans" zu führen. Soldat Sänger, einer unserer silbernen Abzeichenträger, wußte nichts von einer Diskussion und wollte nach Beendigung der ersten Fernsehfolge das Klubzimmer verlassen. „Alles bleibt zur Diskussion", befahl der Unterleutnant forsch. Was er dann von sich gab, war eine flache Inhaltswiedergabe des bereits Gesehenen. Von einem Streitgespräch war dann auch keine Spur. Mit Sicherheit wird sich das bei der nächsten FDJ-Leitungssitzung entwickeln.

10. August

Eine Lanze für die Kultur aber brach Reserveleutnant Gruner. Er gewährte heute Ole Bienkopp Eintritt in das geistige Leben der 7. Kompanie. „Den besten Dienst", sagt der Reservist, „leisten wir der Literatur nicht, indem wir nur über sie sprechen, sondern indem wir sie lesen." Verlegen schlägt mancher der Erschienenen die Augen nieder. Als dann aber der Gefreite Lapitzke und Leutnant Gruner einzelne Abschnitte vorgelesen und erläutert haben, entwickelt sich eine Unterhaltung, wie man sie sich fürs erste gar nicht besser wünschen kann.

11. August

Mit dem Forum ist es wie verhext. Es war für heute abend vorgesehen, muß aber ausfallen. Der Offizier für technische Ausrüstung wurde zum Stab des Verbandes befohlen. Alle „Ole

Bienkopps" sind seit heute mittag in der Bibliothek verliehen.

14. August

Seit zwölf Tagen hängt der Aufruf zur Mathematik-Olympiade an der Flügeltür der 7. Kompanie. „Zu schwer", murmeln einige Genossen, die davorstehen, und schütteln unwillig den Kopf. „Auf einen Versuch kommt's an", meint Soldat Roloff. „Für die Freizeitarbeit sind die Genossen sowieso nicht zu gewinnen", kommentiert der FDJ-Sekretär der 8. Kompanie. Gute alte Volksweisheit: „Der Hering stinkt zuerst am Kopf."

15. August

Der SPW-Fahrer Thiele ist nicht nur ein guter Soldat, sondern auch zu mancher Eulenspiegelei aufgelegt. „Wer gut schmert, der gut fährt" — ist einer seiner bewährten Kraftfahrergrundsätze. Und da er wußte, daß es dem Soldaten Holz schwerfällt, beim Marschieren in Tritt zu bleiben, sagte er sich: „Wer gut singt, der gut marschiert."
So begab es sich dann eines Tages, daß auf der Feuerwache das Telefon läutete: „Hier ist Soldat Holz." — „Und hier Oberst Itzekitz, Chef des Erich-Weinert-Ensembles. Genosse Holz, habe gehört, Sie können gut singen. Möchte Sie einstellen, singen Sie gleich mal vor." — „Genosse Oberst, ich kann nicht die Bohne, da haben Sie sich geirrt." — „Da nehmen Sie mal Grundstellung ein — so und jetzt: drei, vier!" — „Wolken ziehn in dunkler Nacht..." — „Schönen Dank, Schütze Holz, daraus kann noch was werden. Üben Sie fleißig weiter, komme gelegentlich vorbei. Erkennungszeichen: Blauer Wolga."
Tage darauf fährt ein blauer Wolga mit einem hohen Vorgesetzten des Verbandes vor. Holzens eingeweihte Kumpels haben Mühe, den Sänger zurückzuhalten. Inzwischen aber klappt's mit dem Marschieren viel besser.

16. August

Auch im FDJ-Sekretär der Achten hat sich eine Wandlung vollzogen. Bereits heute übergab er mir seine eigene Mathematiklösung und die dreier anderer FDJler. Es klang wie zur Entschuldigung, als er sagte: „Ich habe mit vielen gesprochen, und das ist das erste Ergebnis. Man sieht eben: Kommt Bewegung in die Leitung, kommt Bewegung in die Truppe."
Da will ich den Hering mal wieder vergessen.

18. August

Nicht minder regt es sich in Sachen Preisausschreiben. Auf seiner Stube hockt Gefreiter Propp über der Broschüre „Briefe an schreibende Arbeiter". „Über Kinderaugen möchte ich schreiben", gesteht er mir zögernd, „wie sie fragend in die Welt schauen — und über unsere Verantwortung."

24. August

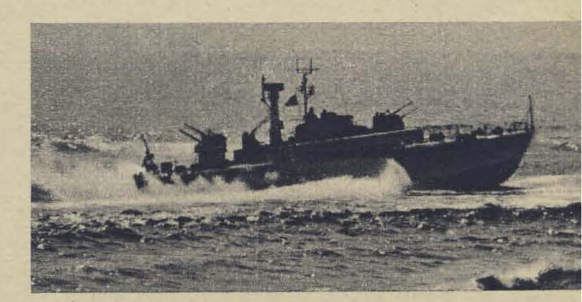
Heute fiel die Entscheidung im Mathematikwettbewerb. Soldat Roloff hat das Rennen gemacht. Zwei Bücher, „Bitte sterben zu dürfen" und „Über den Friedhof" bekam er als Anerkennung. Zwei sinnige Titel für einen mathematischen Sieger.

3. September

Als das technische Forum das erste Mal ausfiel, sagte ein Genosse zu mir: „Das einzige, was bei euch (der FDJ) klappt, sind die Türen." Als sie heute klappten, verschlossen sie den Klubraum der 7. Kompanie, in welchem wißbegierige Genossen mit sich und der Technik allein sein wollten. Die Fragen prasseln nieder. „Wie ist das nun eigentlich mit der Mikromodultechnik?" fragt Soldat Liebert. „Wird die Kybernetik auch bei uns in der Armee angewandt?" wünscht Soldat Friedrich zu wissen.
Oberstleutnant Bartels (Diplomingenieur), Soldat Kling (Diplomphysiker), Soldat Goydke (Diplomingenieur) beantworten die Fragen der Genossen. Alle Unklarheiten über bestimmte technische Begriffe scheinen beseitigt zu sein. Es bahnt sich eine „Flaute" des Forums an. Oberleutnant Mademann (er nimmt seit langer Zeit wieder einmal an einer FDJ-Veranstaltung seiner Kompanie teil) bittet ums Wort.
„Ich habe mir Gedanken gemacht, wie wir bei der Schießausbildung mit Hilfe von Kontrollgeräten zu einem größeren Erfolg gelangen könnten."
Eine knisternde Spannung macht sich im Raum bemerkbar. „Donnerwetter!" Die manchmal so trockene Schießausbildung verbessern, das wäre wirklich ein Knüller, denken wohl die meisten. Der Kompaniechef fährt fort: „Ein häufiger Schießfehler ist das Durchreißen beim Abziehen. Der Schütze müßte sich dabei überprüfen können. Nur so bekommt er eine ruhige Hand und das nötige Selbstvertrauen. Deshalb schlage ich vor, den Abzug mit einem Kontrollgerät zu verbinden, und sei es durch eine primitive Klingel, die eben ein Durchreißen signalisiert."
„So eine Vorrichtung muß entwickelt werden!" fordert Soldat Liebert erregt. Sachliche Frage des FDJ-Sekretärs an Diplomingenieur Goydke und Diplomphysiker Kling: „Würdet Ihr uns helfen, wenn wir im Kollektiv darangingen?" „Wenn ihr unsere Hilfe braucht, bitte, selbstverständlich."
Nach dem Abendessen ziehe ich die Bilanz des Forums. Endlich hat es nun doch noch geklingelt. Diese Zusammenkunft brachte mehr als nur die Beantwortung technischer Fragen. Die FDJ-Organisation muß die Sache mit der Klingel in die Hand nehmen. Oberleutnant Mademann soll spüren, welche Kraft in seinen FDJlern steckt. Er soll merken, daß wir die Freizeitgestaltung nicht zum Selbstzweck unter unsere Fittiche genommen haben. Höchste Gefechtsbereitschaft ist unser aller Anliegen.
Den „Kühen" ist heute ein Ständchen geblasen worden, und in diesem Fall werden sie morgen schon mehr Milch geben.

Das FOTO für Sie

Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18 × 24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,— MDN an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. — Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. — Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1



2



3

Das FOTO für Sie 10/1964	BILD 1	BILD 2	BILD 3

Nicht zugetraut

Am 19. Jahrestag des Potsdamer Abkommens machten wir eine Reise nach Potsdam. Wir besichtigten Sanssouci und dann Cecilienhof. Am Nachmittag erfreuten uns Genossen der Nationalen Volksarmee mit einem bunten Programm. Unsere Gruppe bestand vorwiegend aus älteren Leuten, von denen sich einer ganz begeistert äußerte: „Donnerwetter, das hätte ich den jungen Kerls gar nicht zugetraut!" Die Soldaten waren aus Brandenburg und Potsdam. Ich möchte ihnen herzlich danken.

Bärbel Köhler, Altenburg

Schon da



Im Juliheft wurde das amerikanische Flugzeug A-11 vorgestellt. Gibt es in der Sowjetunion bereits einen Typ, der der A-11 gleichkommt oder sie in den Flugleistungen übertrifft?

W. Gohter, Eisenhüttenstadt

Die A-11 ist ein Prototyp, also kein Serienmuster und nicht truppenreif. Aus verständlichen Gründen gibt die Sowjetunion nichts über ihre neuesten Entwicklungen bekannt. Bekannt ist aber, daß sowjetische Flieger mit Serienmaschinen, die auch im Truppendienst stehen, Geschwindigkeiten über drei Mach erreichten, Gipfelhöhen bis 30 km erzielten und große Reichweiten haben.

Ohne Reue

Seit meiner Musterung 1962 abonniere ich die AR. Ich habe es noch nie bereut. Sie war während meiner Dienstzeit ein treuer Gefährte. Inhalt, Gestaltung und die Form(en) einfach dufte. Besonders gefallen mir die Preisausschreiben.

Bernd Winter, Wurzen

Wieviel Urlaub?

Ich wurde im Frühjahr in die Reserve versetzt und arbeite nun wieder in meinem alten Betrieb. Mein Jahresurlaub beträgt laut Arbeitsvertrag 18 Tage. Wieviel habe ich noch zu beanspruchen?

Horst Wetzig, Leipzig

Während des Grundwehrdienstes ruht das Arbeitsrechtsverhältnis. Deshalb kann der Urlaub nicht in voller Höhe gefordert werden, sondern nur anteilmäßig für die Zeit, in der Sie tatsächlich im Betrieb arbeiten.

Gehen Sie längsseits!



Meine Freundin Christel und ich lernten am 17. Juli zwei Matrosen in Göhren (Rügen) kennen. Wir trafen sie bei einer Losbude an der Strandpromenade. Nach unserer Unterhaltung bestiegen sie ein Motorrad und fuhren nach einem herzlichen Abschied davon. Wir vergaßen jedoch, unsere Adressen auszutauschen. Deshalb bitten wir Dich, liebe AR, unseren Hilferuf zu veröffentlichen.

Rosemarie Dreyse, Hornburg, Post Eisleben II

Die richtige Adresse

Obwohl ich ein Mädchen bin, möchte ich gerne wissen, ob ich das Funk- oder Navigationspatent bei der Volksmarine erwerben könnte.

Gisela Volkmann, Dittersbach

Das ist nicht möglich. Sie müßten sich an eine andere Adresse wenden: an die GST. Dort gibt es auch für Mädchen Möglichkeiten zur Ausbildung auf dem Funk- und Navigationsgebiet.

Noch immer begeistert

Während meiner Dienstzeit gehörte ich zur Besatzung eines T 54 und erwarb die Fahrberechtigung. Ich bin immer noch begeistert von der Geländegängigkeit dieses Kampfwagens und der Leistung seines Motors. Nicht umsonst wird er ja als bester Panzer der Welt bezeichnet.

Peter Friedrich, Zwönitz

Betr.: Schaufensterbummel



Vignetten: Arndt

Ich möchte mal meine Meinung zum „Schaufensterbummel" (Postsack 9/1964) sagen. Warum wohl sehen die meisten Soldaten weg, wenn die „holde Weiblichkeit" in Uniform anspaziert kommt? Es gibt Männer, die keine besonders gute Meinung über die Frauen haben, die freiwillig in unserer NVA dienen. (Warum wohl? d. Red.) Auch ich würde gerne in der Uniform stecken, aber mein Verlobter würde mir ganz bestimmt den Hosenboden straff ziehen. Die Genossen Soldaten sollten ihre Genossinnen etwas mehr achten.

Heidi Herold, Leipzig

Silberlitzen am Horizont?

Ich diene seit einiger Zeit in der Nationalen Volksarmee. Wann kann man eigentlich zum Gefreiten befördert werden?

Soldat Krefelder, Erfurt

Soldaten im Grundwehrdienst können in der Regel nach einjähriger Dienstzeit zum Gefreiten befördert werden. In Ausnahmefällen kann die Beförderung nach sechs Monaten erfolgen, wenn sie durch ausgezeichnete Leistungen im Zusammenhang mit der Versetzung zu einer Unteroffiziersausbildungseinheit oder zu einem anderen Truppenteil gerechtfertigt ist. Außerdem gibt es natürlich vorzeitige Beförderungen für besondere Leistungen.

Dahinter steckt der Zoll

Bei vielen Waffen finden wir Angaben über Kaliber, die, in Millimetern ausgedrückt, zwei oder drei Stellen hinter dem Komma haben, z. B. 7,62 oder 6,35. Früher diente als Grundlage meist der Zoll, der in den USA und Rußland 2,54 cm hatte. Das gebräuchliche Kaliber 7,62 mm wäre 0,30 Zoll, das Kaliber 6,35 mm gleich ¼ Zoll.

Siegmund Fritzsche, Eilenburg

Verpflegungsgeld im Krankenhaus?

Ein Armeeangehöriger liegt in einem zivilen Krankenhaus. Bekommt er Verpflegungsgeld oder nicht?

Unteroffizier Engelhardt, Retschow

Nein, da in den Einrichtungen des staatlichen Gesundheitswesens kostenlose Verpflegung gewährt wird.

Kleiner Ärger

Ich verlebte meinen Urlaub auf Hiddensee. Dort waren auch Genossen von der Volksmarine. Sie verhielten sich dort zwar vorschriftsmäßig und fielen auch wenig auf, aber ich habe mich doch einmal über sie geärgert. Unterhalb der Steilküste fand ich etwa 15 Hefte „Wissen und Kämpfen“ aus den Jahren 1962 und 1963. Sie lagen wahllos im Sand verstreut, und der Wind trieb mit ihnen sein Spiel. Hier erholen sich täglich viele Urlauber. Sie werden angehalten, den Strand nicht zu verschmutzen. Aber das muß man von den Soldaten auch verlangen.

Harald Herrmann, Erfurt

Worüber er sich freute und worüber er sich ärgert, das schrieb uns der Flieger Hans-Jörg Fehse aus Desden:

Mit einem heiteren



Sie werden sich gewiß erinnern, daß ich schon einmal geschrieben habe. Es ging darum, daß ich als aktiver Fußballer der Bezirksliga keine Möglichkeit hatte, mich mit diesem Sport in der Dienststelle ernsthaft zu beschäftigen. Die Sektion Fußball unserer ASG nimmt nicht an Punktspielen teil, sondern hat nur ab und zu ein Freundschaftsspiel. Nun möchte ich Ihnen für Ihre Bemühungen danken. Dadurch habe ich eine Gastspielgenehmigung zu Turbine Dresden erhalten. Man hat sich in unserer Dienststelle große Mühe gegeben.

und einem nassen



Aber trotzdem gibt es Schwierigkeiten. Ich tue Dienst im Med.-Punkt. Da sind wir außer den Ärzten nur drei Genossen. Wie sieht das praktisch aus? Mehrere Tage in der Woche ist Flugdienst. Und es ist klar, einer von uns muß immer dabeisein. Wenn nun noch einer von uns in Urlaub oder anderweitig abwesend ist, ist natürlich der dritte an seinem Platz im Med.-Punkt gebunden. Da wir gerade an einem Flugtag Training haben, ist es mir oftmals unmöglich, mich daran zu beteiligen.

Und etwas anderes kommt noch hinzu. Meine beiden Genossen haben mich gebeten, auch auf sie Rücksicht zu nehmen. Sie möchten auch mal sonntags ausgehen, und das ist selbstverständlich schwierig, wenn ich Spiele habe.

Man wollte mich nun überreden, nur alle vierzehn Tage zu spielen. Ich glaube aber, wenn eine Mannschaft in der Punktspielserie steht, ist es nicht gut, wenn sie alle vierzehn Tage umgestellt werden muß. Aus allen diesen Gründen sieht es in meiner Dienststelle für mich mit dem Sport schlecht aus. Auch in anderen Kompanien ist ein regelmäßiges Sporttraining nicht möglich, da sie alle mit dem Flugdienst zu tun haben. Wäre es nun richtig, wenn ich versuchen würde, in eine Dienststelle zu kommen, wo die Möglichkeiten günstiger sind?

Wir fragen: Wie denken unsere Leser darüber? Was meint das Sekretariat der Armeesportvereinigung Vorwärts zu solchen Sorgen junger Soldaten?



HEFT 10
OKTOBER 1964
PREIS MDN 1,-

1 Oberst Richter antwortet
2 Sieben Jahrzehnte
4 Praha – Praha via Busuluk
9 Armband und Akazien
12 Nur Zaungast in der Weltraumfahrt?
14 Spatz Schlaukopf
17 Unternehmen „Feuerzunge"
22 Fahndungssache „Fenstersteeher"
26 AR-Cocktail
30 Barrikaden für Sprintrekorde?
32 Zwei Achsen, aber acht Räder
35 Durchhalten, Jungs!
39 Nachmachen!
42 Militärtechnische Umschau
44 Gesucht und gefunden
47 Die großen Lügen (IV)
50 Soldaten auf dem Strom
54 DDR – unser Vaterland
56 Anekdoten
58 Die aktuelle Umfrage
62 Oberst Nicolai hält die Luft an
70 Chemie und Schutzmaske
73 Kultur ist, wenn man's trotzdem macht
77 Das Foto für Sie
78 Postsack

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Manfred Berghold · Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postschließfach 7986, Telefon: 63 09 18 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiři Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Losar Georgiev, Sofia; Major Lásló Serfözö, Budapest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, Berlin-Treptow, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, Berlin C 2, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Redaktionsschluß dieses Heftes: 4. September 1964

Fotos: Klöppel (1) Titel: MBD (8) S. 4, 6, 7, 8, 71, 77; Grüttner (1) S. 11; Zentralbild (5) S. 12, 54; Nitschmann (1) S. 13; Gebauer (12) S. 17, 18, 19, 20, 21, 50, 52, 53; Nasierowska (1) S. 25; Progreß (1) S. 26; Klar (1) S. 31; Weiß (5) S. 32, 33, 34; John (6) S. 39, 40, 41; Lukas (1) S. 43; Kronfeld (1) S. 44; Schlage (1) S. 45; Kurzbach (1) S. 67; Archiv (12) S. 5, 28, 34, 42, 46, 60, 66, 67; Akademie der Künste (1) S. 2; Rücktitel: Raddatz.

TITELBILD: Panzerabwehrlenkraketen in Stellung

„Kiek mal Ulli, da kommt doch Meister Nadelöhrs Eheweib." – „Wat denn, die Bärbel meinste?" – „Klar, Siggi." – „Quatsch, det is doch bloß 'ne Kollejin!"
„... na, und meene Mutter is se och noch!"
Straßendialog Berliner Buben im Neubauviertel Baumschulenweg, den der siebenjährige Olaf – Filius der bekannten Fernsehansagerin Bärbel Ola – zum Schluß auf seine Art löst.
Die Assoziation, daß das Duo Bärbel Ola – Nadelöhr unbedingt verheiratet sei, ist natürlich nicht neu. Selbst ältere Zuschauer – viele Briefe beweisen das – vermuten in dem munter vor der Kamera agierenden Paar Eheleute. Doch das trifft nicht zu, obwohl Bärbels „bessere Hälfte" ebenfalls in den Adlershofer Studios arbeitet und zudem auch einen zünftigen Kinn-Bart trägt.

STAR-Palette



Bärbel Ola

„Bärbel vom Kinderfernsehen", wie manche kleinen und großen Zuschauer kurz und bündig ihre Post adressieren, bekommt selbstverständlich auch eine Menge anderer Fragen gestellt. So möchte z. B. Heini wissen, wie er seine weiße Maus ernähren kann, Klein-Erna schreibt, ihre Puppe möchte auf keinen Fall Lebertran und fragt deshalb: „Muß ich denn welchen?" Ja und schließlich wünscht Oma von Bärbel dringend Auskunft zu dem Problem: „Wie kann ich bloß unseren Sohni zum Zähneputzen kriegen?"
Nun, immerhin spiegelt sich hier das große Vertrauen wider, das Bärbel bei ihrem Publikum genießt. Eigentlich kein Wunder, immerhin sind schon über 2000 Abendgrüße mit ihr gesendet worden. Dabei ist sie auch als Reporterin, Spielmeisterin, Märchentante oder als Interviewpartner hervorgetreten. Manchmal sogar mit ihrem „Lieblingskind", dem vorwitzigen Pittiplatsch.
„So und nun verschwinde mal mit Deinem Knipskasten", meint der beherzte Fernsehknirps, als von ihm die Rede ist. „Jetzt hast du uns für das Soldaten-Magazin genug Zeit gemopst. Um 18.50 Uhr ist unser nächster Abendgruß fällig."

Helmut Raddatz



Olympischer Goldregen



DDR-Fahrkarte gelocht

LYMPIA

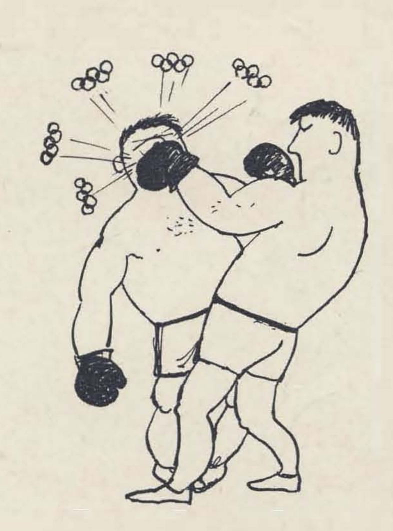


Kinder des Olymp im Kampf
um die ersten Plätze



ZEICHNUNGEN: PAUL KLIMPKE

„Fühlen Sie mal!"



Olympische Linke

Index 31 036

